

P. Matthias Höfer von Kremsmünster Sprachforscher zwischen Aufklärung und Romantik

(Mit einem ungedruckten Brief Jacob Grimms)

Von Konrad Kienesberger OSB – Kremsmünster

Unter den wenigen Dokumenten aus der Frühzeit der Germanistik verwahrt die Bibliothek der Benediktinerabtei Kremsmünster (ÖÖ.) auch einen bisher unveröffentlichten Brief Jacob Grimms aus dem Jahr 1815 an P. Matthias Höfer, Kapitular der alten Tassilostiftung an der Krems. Da die vollständige Ausgabe des Briefwechsels der Brüder Grimm – „eine seit Jahren ebenso dringend wie vergeblich vorgetragene Forderung“¹ – die Erstellung „aller gedruckten und ungedruckten sowie der verschollenen oder zu erschließenden Briefe“² voraussetzt, soll mit der Erstveröffentlichung dieses Grimm-Briefes ein kleiner Beitrag in dieser Hinsicht geleistet werden. Dem kostbaren Fund kommt umso größere Beachtung zu, als bisher von der Existenz eines Schreibens Jacob Grimms an den bedeutenden oberösterreichischen Sprachforscher kaum jemand wußte³, und ich bei der Durchsicht von Höfers handschriftlichem Nachlaß gegen Ende 1975 ganz zufällig daraufstieß⁴.

Die wissenschaftliche Tätigkeit P. Matthias Höfers (1754–1826)⁵ sowie die seines etwas jüngeren Mitbruders P. Leopold Kopplhuber (1763–1826)⁶, dessen Arbeit als Otfrid-Übersetzer in einer eigenen Studie gewürdigt werden soll, fällt in die Zeit des Übergangs von der späten Aufklärung zur Romantik. Beide Geistesströmungen wirkten nicht nur auf den unmittelbaren Bildungsweg dieser zwei gelehrten Benediktiner ein, sondern

-
- 1) Ludwig Denecke, *Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm* (= Sammlung Metzler, 100), Stuttgart 1971, S. 5.
 - 2) Ebd. – Vgl. auch Wilhelm Schoof (Hg.), *Unbekannte Briefe der Brüder Grimm. Unter Benützung des Grimmschen Nachlasses und anderer Quellen in Verbindung mit Jörn Göres . . .*, Bonn 1960, S. 11 (Vorwort).
 - 3) Ein kurzer Hinweis auf diesen Brief findet sich lediglich bei Benedikt Pitschmann, *P. Matthias Höfer von Kremsmünster und sein etymologisches Wörterbuch* (1815). In: *Jahrbuch des öö. Musealvereines*, 114. Bd. (Linz 1969), S. 123, Anm. 23.
 - 4) *Stiftsbibliothek Kremsmünster, Handschriftl. Nachlässe*, Beilage zu CCn 71.
 - 5) Vgl. Altman Kellner, *Profeßbuch des Stiftes Kremsmünster*, Klagenfurt o. J. [1968], S. 353 f.
 - 6) Ebd., S. 361.

weckten in ihnen — bei aller Verschiedenheit der speziellen Forschungsgebiete — auch das gemeinsame, grundlegende Interesse an der deutschen Muttersprache. Der eine wie der andere von ihnen vertrat zudem die durch Herder angeregte und in der Romantik allgemein verbreitete Erkenntnis einer notwendigen Rückschau auf die kulturelle Vergangenheit des eigenen Volkes, um den Weg der geschichtlichen Sprachfindung aufhellen zu können. Gerade Matthias Höfer stand mit seinen vielfältigen geistigen Beziehungen im Schnittpunkt dieser zwei großen Perioden der deutschen Geistesgeschichte und wirkte im Sinne Jacob Grimms durch weitgefächerte Neigungen auch auf andere Disziplinen anregend.

I. Die Zeitsituation — Kremsmünster zwischen Aufklärung und Romantik

Es ist bezeichnend, daß die nachjosephinische Zeit, die in Österreich von der Restauration und — auf allgemein kulturellem Gebiet — von der Romantik getragen wurde, auch in Kremsmünster beachtlichen wissenschaftlichen Niederschlag fand⁷. Die Hauptimpulse hierfür wurden schon früher durch das aufgeklärte Zeitalter Maria Theresias und Josephs II. gegeben. Um im Sinn der obersten Studienbehörde und nach dem Willen des Kaisers eine einheitliche theologisch-praktische Ausbildung des zukünftigen Seelsorgeklerus zu gewährleisten, hob man durch das Hofdekret vom 30. März 1783 die bischöflichen Priesterseminare und die Studienanstalten der geistlichen Orden auf und ersetzte sie durch Generalseminare. Alle Welt- und Ordenskleriker sollten darin nach allgemeinen, zum Besten des Staates dienenden Grundsätzen „die vollkommene Gleichförmigkeit in der theologischen und moralischen Lehrart und die genaueste Aufsicht in Bildung und Sitten“⁸ erfahren. Die spezielle Auswahl der Studiendirektoren und Professoren sowie der allgemeine Trend der Zeit führten dazu, daß das

7) Vgl. dazu u. a. Theodorich Hagn, *Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugenderziehung. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte Österreichs*, Linz 1848, S. 66 ff., 75 ff., 106 ff., 177 ff. u. ö.; ebenso Benedikt Pitschmann, *Die Geschichte des Stiftes Kremsmünster (1500—1976)*. In: Rudolf Walter Litschel (Hg.), *Kremsmünster. 1200 Jahre Benediktinerstift*, 2. Aufl., Linz/D. 1976, S. 98 f.

8) Zit. nach Hermann Zschokke, *Die theologischen Studien und Anstalten der katholischen Kirche in Österreich*. Aus Archivalien, Wien - Leipzig 1894, S. 400. — Vgl. auch E. Winter, *Josef II. Von den geistigen Quellen und letzten Beweggründen seiner Reformideen (= Der Bindenschild. Darstellungen aus dem Kultur- und Geistesleben Österreichs, Heft 3)*, Wien 1946, S. 21 ff.; ders., *Der Josefinismus. Die Geschichte des österreichischen Reformkatholizismus 1740—1848 (= Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens, hg. v. E. Winter und H. Mohr, Bd. 1)*, Berlin 1962, S. 123 ff., 134 ff., 148 ff., und Herbert Rieser, *Der Geist des Josephinismus und sein Fortleben. Der Kampf der Kirche um ihre Freiheit*, Wien 1963, S. 51 u. ö.

Theologiestudium durch diese staatlichen Ausbildungsstätten zwar methodisch und systematisch verbessert werden konnte, andererseits wurde es aber auch immer stärker von rationalistischem und aufklärerischem Gedanken-gut durchsetzt⁹. Die kaiserliche Verordnung brachte auch für die traditions-reiche, von Maria Theresia durch das Dekret vom 12. Februar 1779 neuerlich bestätigte theologische Lehranstalt in Kremsmünster, die sowohl von Klerikern der verschiedenen Stifte als auch von Weltpriestern besucht wurde, ein jähes Ende. Da sich jedoch die meisten Bischöfe und Ordens-oberen über die aufklärerische und mit hohen Verwaltungskosten verbun-dene Erziehung in den Generalseminaren beschwerten, wurden diese nach dem Tod Josephs II. von Kaiser Leopold II. am 20. Mai 1790 wieder auf-gehoben und die philosophisch-theologische Ausbildung des Welt- und Ordensklerus in den jeweiligen Diözesan- und Ordenslehranstalten fort-gesetzt. Die Kleriker von Kremsmünster besuchten seit 1790 die theolo-gischen Vorlesungen am Lyceum in Linz. Erst durch das Hofkanzleidekret vom 5. Juli 1803 wurde in der alten Tassilostiftung die Wiedererrichtung eines theologischen Hausstudiums unter der Auflage gestattet, daß die vom Abt dafür bestimmten fünf Professoren zuvor an der Wiener Univer-sität geprüft und zum theologischen Lehramt zugelassen worden seien¹⁰. 1808 erlangte die theologische Studienanstalt in Kremsmünster wieder ihren vollen Umfang¹¹. Auch das Gymnasium mit dem 1803 gegründeten Konvikt blieb bestehen.

1810 beklagte man sich von seiten der Behörden, daß sich nach Milde-rung der Zensur zuwenig Stiftsgeistliche zur Übernahme öffentlicher Lehr-ämter entschlossen. Einige Zeit später richtete die Regierung an die Stifts-vorstände sogar den Appell, die Klöster sollten sich nach dem Willen des Kaisers bemühen, für die Lehrkanzeln an den Universitäten geeignete Kandidaten heranzubilden. Gemäß dem Vorbild der französischen Mau-riner legte man den einzelnen Abteien nahe, bestimmte Fächer, die Biblio-

9) Näheres darüber bei F. Maaß, *Der Josephinismus. Quellen zu seiner Ge-schichte in Österreich 1760—1850. Amtliche Dokumente aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dem Allgemeinen Verwaltungsarchiv und dem Archiv des Wiener Schottenstiftes. Bd. III: Das Werk des Hofrats Heinke 1768—1790*, Wien - München 1956, S. 42 ff.; ferner Zschokke, a. a. O., S. 382 ff.; *Handbuch der Kirchengeschichte*, hg. v. Hubert Jedin, Bd. V: *Die Kirche im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung*, Freiburg - Basel - Wien 1970, S. 514 ff.; Winter, *Josefinismus*, S. 134 ff.; Hans Hollerweger, *Die Reform des Gottes-dienstes zur Zeit des Josephinismus in Österreich (= Studien zur Pastoralliturgie*, hg. v. Bruno Kleinheyder u. Hans Bernhard Meyer, Bd. 1), Regensburg 1976, S. 87 ff., 147 ff., 302 ff., und Manfred Brandl, *Der Kanonist Joseph Valentin Eybel (1741—1805). Sein Beitrag zur Aufklärung in Österreich. Eine Studie in Ideologie (= Forschungen zur Geschichte der katholischen Aufklärung. 2.)*, Steyr 1976.

10) Vgl. Hagn, *Wirken*, S. 108 ff.

11) Ebd., S. 109 f.

theken und Apparate erforderten, zu pflegen. Kremsmünster sollte u. a. Kirchengeschichte, das Bibelstudium, Mathematik, die Naturwissenschaften, Astronomie, Diplomatie und Heraldik betreiben¹². Als am 23. September 1811 die oberösterreichischen Prälaten zu einer Beratung zusammentraten, erklärte Abt Wolfgang II. Leuthner von Kremsmünster (1800–1812), daß in seinem Stift diese Wissenschaftszweige im Rahmen der verschiedenen Studienanstalten eifrig gepflegt würden und daher für Bewerbungen um fremde Lehrkanzeln niemand mehr zur Verfügung stehe. Dennoch bemühten sich im Gefolge dieser Aufforderungen mehrere Konventualen um Professuren an österreichischen Universitäten, aber stets ohne Erfolg¹³. Schon 1813 sah sich Abt Anselm Mayrhofer (1812–1821), vor seiner Wahl selbst Professor für Exegese und Hermeneutik an der Hauslehranstalt, genötigt, den theologischen Studienbetrieb in Kremsmünster mangels an geeigneten Lehrkräften aufzugeben und seine Kleriker zur weiteren Ausbildung vorerst nach Göttweig, ab 1814 jedoch nach Linz zu schicken¹⁴.

II. Gottscheds Sprachreform in Kremsmünster

Schon sehr früh betonte die Aufklärung die Bedeutung der Muttersprache für die Verbreitung allgemeinen Bildungsgutes. Der Wert der klassischen Sprachen für die Schulung und Bildung des menschlichen Geistes wurde zwar noch weitgehend anerkannt, doch forderte man bei der Jugenderziehung eine stärkere Berücksichtigung der lebenden Sprachen, vor allem der eigenen Landessprache, um ihren gesellschaftlichen Nutzen in größtmöglichem Maß auswerten zu können. So wurde allmählich „das Latein [...] in den Veröffentlichungen der einzelnen Länder seit der Aufklärung stark zurückgedrängt und auch an den Universitäten im Laufe des 18. Jahrhunderts als Vortragssprache fast ganz ausgeschaltet.“¹⁵ Wie die lateinischen Disputationen an der Ritterakademie zu Kremsmünster zeigen, fand auch hier mit der Aufhebung der hauseigenen Studienanstalten unter Joseph II. und seinem Nachfolger der Vorlesungsbetrieb in lateinischer Sprache allmählich ein Ende¹⁶.

Hand in Hand mit der Zurückdrängung der klassischen Sprachen ging die Pflege der „kulturell ausbaufähigen Nationalsprachen“¹⁷, um diese nicht nur einer kleinen Gruppe von Gebildeten, sondern möglichst allen Volksschichten zu erschließen. Die schon in der Barockzeit nach italienischem und französischem Vorbild geschaffenen deutschen Sprachgesell-

12) Ebd., S. 219 f.

13) Ebd., S. 220.

14) Ebd., S. 110.

15) Fritz Valjavec, *Geschichte der abendländischen Aufklärung*, Wien - München 1961, S. 220.

16) Vgl. Hagn, *Wirken*, S. 301 ff.

17) Valjavec, *Aufklärung*, S. 221.

schaften¹⁸ wurden im Zeitalter der Aufklärung neu belebt und besonders unter Johann Christoph Gottsched (1700–1766) erfolgreich weitergeführt. Mit unermüdlichem Eifer bemühte er sich, durch Ausmerzung mundartlicher Willkür die deutsche Rechtschreibung zu vereinheitlichen und eine allgemeingültige deutsche Schriftsprache zu erstellen.

In Österreich unterstützte Johann Balthasar von Antesperg als einer der ersten die Bemühungen des sächsischen Sprachreformers. Als Mitglied von dessen Deutscher Gesellschaft in Leipzig schrieb Antesperg ein „Kaiserliche Deutsche Grammatik“ (Wien 1747; 2. Aufl. 1749), in der er ständig auf die Abweichungen der Mundart und Schreibweise in Österreich von der deutschen Gemeinsprache Bezug nimmt¹⁹. In dieser Zeit wurde der Anschluß an das ‚Meißener Deutsch‘, wie es Gottsched zu praktischem und literarischem Gebrauch grammatisch geregelt und festgelegt hatte, selbst von höchster Wiener Regierungsstelle aus gefördert. Man dachte sogar daran, den Leipziger Sprachgelehrten, den Maria Theresia im September 1749 in feierlicher Audienz empfangen hatte²⁰, ganz nach Wien zu ziehen. Das mißlang zwar, aber Gottscheds „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst“ (Leipzig 1748) wurde dennoch seither auch für Österreich maßgebend. Es war ausdrücklicher Wunsch der Kaiserin, daß in den Gymnasien deutscher Sprach- und Stilunterricht geboten werde²¹.

Dennoch fand der Gottschedianismus nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich zum Teil erbitterte Gegnerschaft. Bedingt durch die geographische Lage des Vielvölkerstaates und die mannigfachen kulturellen Einflüsse der Nachbarländer, hatten hier die anderssprachigen Idiome

-
- 18) 1582 wurde die Accademia della Crusca in Florenz gegründet; 1635 erfolgte die Errichtung der Académie française in Paris. — Zu den wichtigsten Sprachgesellschaften in Deutschland gehörten die „Fruchtbringende Gesellschaft“ in Weimar (auch Palmenorden genannt, seit 1617), die „Teutschgesinnte Genossenschaft“ in Hamburg (1643), der „Blumenorden an der Pegnitz“ zu Nürnberg (1644) und der „Elbschwanenorden“ (1656). Vgl. dazu Valjavec, Aufklärung, S. 221 f.
- 19) Vgl. u. a. Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adelung, 2 Bde., Heidelberg 1913/14, Bd. 1, §§ 127 u. 143; ferner Gustav Waniek, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit, Leipzig 1897, S. 276 f. u. 560; Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel. Nebst einem Anhang: Daniel Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik, Leipzig 1848, S. 292 ff.; Hans Lachmann, Gottscheds Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philologie. In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig, 13. Bd. (Leipzig 1931), S. 8 ff., sowie J. W. Nagl - J. Zeidler - E. Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, 4 Bde., Wien 1891/1937, Bd. 1, S. 815; Bd. 2 S. 49; Bd. 3, S. 50.
- 20) Vgl. Waniek, Gottsched, S. 560 f.; Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 50 f., und E. Winter, Barock, Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie, Wien 1971, S. 171 f.
- 21) Vgl. Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 50 f.

überall in der Dialektbildung ihre Spuren hinterlassen. Ebenso zeigte sich auch im deutsch-österreichischem Schrifttum immer wieder der Niederschlag fremder Nationalliteraturen.

1753 wurde im Sinne Gottscheds der Slowene Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705–1774) als erster Professor der deutschen „Wohlredenheit“ an die Universität Wien berufen²². Auch er bemühte sich um die Reinigung der deutschen Sprache und veröffentlichte kurz vor seiner Ernennung „Unvorgreifliche Gedanken, wie die Jugend in Österreich zu einer richtigeren teutschen Aussprache und Schreib-Arth anzuführen seye“²³, denen 1754 „Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst“ folgten. Aus der praktischen Kenntnis verschiedener Idiome und Dialekte folgte Popowitsch aber schon bald seiner besonderen Neigung zu Sprachvergleichung und Volkskunde und verteidigte das bodenständige Österreichertum. Auf Betreiben des gelehrten Abtes Alexander III. Fixlmillner (1731–1759) kam Popowitsch auch nach Kremsmünster und hielt von 1744 bis 1746 an der Ritterakademie Vorlesungen über Geschichte und abendländische Sprachen²⁴. Bereits damals ging der bedeutende Germanist daran, den oberösterreichischen Dialekt der Welser und Kremsmünsterer Gegend sowie die Mundart des Almtales zu erforschen. Gleichzeitig wurde aber auch schon hier seine Gegnerschaft zu Gottsched offenkundig. Es ist nicht ganz geklärt, warum Popowitsch zwei Jahre später seine Professur an der Akademie niederlegte. Wahrscheinlich spielte hier u. a. seine Kritik an Gottscheds System eine gewichtige Rolle, fand der sächsische Sprachreformer in Kremsmünster doch manche begeisterte Anhänger²⁵. Zudem war er ein streitbarer Charakter, der sich durch seine Schroffheit viele Feinde schuf. Popowitsch blieb noch ein Jahr in Kremsmünster und beschäftigte sich vor allem mit der Erforschung von Ortsnamen und der heimischen Pflanzenwelt. 1747 ging er für drei Jahre nach Regensburg und Nürnberg, später kurze Zeit auch nach Leipzig, von wo seine Berufung nach Wien erfolgte. Angeregt durch eine Rezension der von Prof. Christian Gott-

22) Ebd., Bd. 3, S. 51. — Vgl. auch Waniek, Gottsched, S. 546 f.; Jellinek, Grammatik, Bd. 1, § 146, und Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, 2 Bde., Kiel - Leipzig 1895/97, Bd. 1, S. 35 ff.

23) Zit. nach Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 51. — Vgl. außerdem Jellinek, Grammatik, Bd. 1, § 154.

24) Vgl. dazu den Brief P. Rudolf Grasers (Kremsmünster) an P. Placidus Amon (Melk) vom 23. Juni 1753. In: Rudolf Schachinger, Die Bemühungen des Benediktiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Literatur, StudMitt OSB 9 (1888), S. 430–445, 618–627; 10 (1889), S. 96–106, 282–290, 477–485, 644–660, hier 656; ferner Vladimir Prestini, Johann Siegmund Valentin Popowitsch. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der deutschen Grammatik, Phil. Diss. Wien 1913 [Hs.], S. 25–27.

25) Vgl. u. a. Schachinger, a. a. O., S. 285 ff.; Hans Sturmberger, Studien zur Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in Kremsmünster, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 53. Bd. (Innsbruck 1939), S. 457, und Waniek, Gottsched, S. 561 f.

lieb Schwarz²⁶ herausgegebenen Schrift „De columnis Herculis“ (Altdorf 1749), veröffentlichte er den seltsamen Sammelband „Untersuchungen vom Meere“ (Frankfurt und Leipzig 1750). Schon in diesem Werk, das wiederholt auf Kremsmünster verweist, kommt Popowitsch' Opposition gegen das Sprachdiktat Gottscheds öfters recht kräftig zum Ausdruck. So lehnte er z. B. dessen Plan, wonach die deutsche Aussprache und Rechtschreibung, wie er sie in seiner „Grundlegung der Deutschen Sprachkunst“ festgesetzt hatte, auch weiterhin beibehalten werden sollte, deswegen energisch ab, weil sich gerade in diesem Zeitalter die Regelung der deutschen Sprache „in der stärksten Gärung“²⁷ befinde und laufend Verbesserungsvorschläge gemacht würden. Da Sprachen einem ständigen Wandel unterworfen seien, meinte er auch, „daß des izzt so berühmten Hrn. Pr. Gottscheds ausgeschmückte Schreibart, über zweyhundert Jahre, nach der Beurtheilung der sodann lebenden teutschen Gelehrten, so altväterisch, so verächtlich und abgeschmackt aussehen werde, als uns heute z. E. die Münsterische dünket“²⁸. Wenn Gottsched Fremdwörter wie etwa *banketiren*, *bankerutiren*, *calciniren*, *candiren*, *canoniren*, *canonisiren*, *capelliren*, *capiteln*, *cassiren*, *caviren*, *citiren*, *collationiren*, *communiciren*, *componiren*, *concupiren* im Hochdeutschen gelten lasse, so müsse jeder Ausländer den Eindruck gewinnen, daß der deutsche Wortschatz im Grunde sehr beschränkt sei. Doch nach Popowitsch liegt die Schuld hierfür nicht an der deutschen Sprache, „sondern an dem Lehrer derselben, der nicht sieht, oder

-
- 26) Christian Gottlieb Schwarz (auch Schwartz) war ein bedeutender Philologe des 17. und 18. Jahrhunderts. Geboren am 5. 9. 1675 in Leisnig (Sachsen) als Sohn des dortigen Rectors Paul Matthias Schwarz, besuchte er zuerst u. a. die Fürstenschule zu Grimma, studierte dann Theologie und Philologie in Leipzig und Wittenberg und wurde Professor für Beredsamkeit und Poesie an der Universität Altdorf bei Nürnberg. Später dozierte er auch Geschichte und Moralphilosophie. Als Gelehrter hochgeschätzt, erhielt Schwarz von Karl VI. die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen, war Mitglied der Berliner Akademie und Vorsitzender des Pegnitzer Blumenordens. Er brachte die Altdorfer Hochschule zu neuer Blüte, war ein vorzüglicher Redner und guter Dichter (sowohl in lateinischer als auch in griechischer Sprache) und arbeitete auf den verschiedensten Gebieten der Philologie. Von seinen zahlreichen Schriften seien genannt: *Schediasma de quibusdam doctrinae antiquariae capitibus*, Altdorf 1719; *Miscellanea politioris humanitatis*, Nürnberg 1721; *Primaria quaedam documenta de origine typographiae*, Altdorf 1740; *Observationes ad G. H. Nieupartii compendium antiquitatum romanarum*, Altdorf 1757. — Schwarz starb am 24. 2. 1751 in Altdorf. — Näheres darüber in *Allgemeine Deutsche Biographie*, 33. Bd. (Leipzig 1891), S. 227 f., und *Universal-Lexikon oder vollständiges encyclopädisches Wörterbuch*, hg. v. H. A. Pieper, 20. Bd. (Altenburg 1835), S. 289.
- 27) Popowitsch, a. a. O., Vorbericht. — Vgl. auch Winter, *Barock, Absolutismus und Aufklärung*, S. 182 f. u. 188 f.; Waniek, *Gottsched*, S. 546 f., und Nagl-Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 2, S. 70 f.
- 28) Popowitsch, a. a. O., Vorbericht.

nicht zu sehen scheint (welches aber auch noch ungläublich ist), daß wir einheimische, alles vorgedachte Thun bedeutende, Wörter besitzen.“²⁹ Da die „Verbesserung der angeborenen Mundart“ zugleich zur Bereicherung der Hochsprache beitrage, sei diese für Schüler genauso wichtig wie der Unterricht in Latein oder in den modernen Fremdsprachen, außerdem gebe es „ohne die Wissenschaft der hochdeutschen Sprache auch keinen vollständigen Begriff von der lateinischen“³⁰. Die richtige Erfassung geographischer Namen durch Berücksichtigung der regionalen Aussprache und Schreibweise sowie die etymologische Erforschung von Regionalausdrücken war eines von Popowitsch' Hauptanliegen. Vielleicht bot gerade dieses von ihm stark favorisierte Forschungsgebiet Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten mit den zuständigen Vorgesetzten des Stiftes, denn z. B. gerade im Zusammenhang mit den verschiedenen „Leiten“³¹, wie sie sich in der hügeligen Voralpenlandschaft rund um Kremsmünster finden, meint der Autor nicht ohne polemischen Seitenhieb gegen seine einstige Wirkungsstätte:

„Ich will dieser neueröffneten Akademie das Gras vor den Füßen nicht abmähen, d. i. ihr die Gelegenheit benehmen, sich durch die Beschreibung ihrer eigenen Gegend hervorzuthun, und in der Welt bekannt zu machen, weil derselben Name ohnedieß noch sehr dunkel ist, und, sobald man sich auf 15 oder 20 Meilen in das nördliche oder nordwestliche Teutschland begibt, in der Zahl derjenigen steckt, welche noch kein Mensch gehöret hat. Es kann uns dieselbe aber noch viele schöne Entdeckungen von römischen Alterthümern, und angenehme Stücke der Naturgeschichte, nur aus dem Scharnsteinischen Gebiete, liefern, wenn sie nicht ersticket (welches doch vielmehr zu wünschen ist) bevor die Mitglieder derselben auf diese Abhandlungen verfallen.“³²

Gerade in topographischer Hinsicht sieht Popowitsch für die „Vorsteher und Lehrer der Kremsmünsterischen neuen Akademie“³³ eine wichtige kulturelle Aufgabe. Schließlich erregten auch die Einschränkungen des Bibliotheksbetriebes in Kremsmünster den Unmut des Gelehrten, der später im protestantischen Deutschland scheinbar oft viel mehr Verständnis und großzügigere Unterstützung fand als in manchen katholischen Kreisen Österreichs:

„Ich kann übrigens den Lesern nicht verwehren, hieraus, und aus dem, was ich in der Vorrede berichtet habe, vielleicht den Schluß zu machen, daß ich auf meinen Reisen mir aller Orten, durch ein ehrliches Betragen, Freunde und Gönner

29) Ebd. — Vgl. ferner Jellinek, Grammatik, Bd. 1, § 154.

30) Popowitsch, a. a. O., Vorbericht.

31) Vgl. etwa folgende, hier vorkommende Regionalbezeichnungen: Achleiten, Föhrenleiten, Nußleiten, Teufelsleiten etc.

32) Popowitsch, a. a. O., S. XXXII f. — Vgl. auch Prestini, Popowitsch, S. 20 u. 32 f.

33) Popowitsch, a. a. O., S. XXXI. — Die Ritterakademie in Kremsmünster wurde 1744 unter Kaiserin Maria Theresia gegründet und 1789 durch Joseph II. wieder aufgehoben. — Näheres darüber bei Laurenz Doberschitz, *Historia Academiae Cremifanensis*, 20 Bde. (1770/99), 8^o, Hs. in der Stiftsbibliothek Kremsmünster (CCn 338), und Hagn, *Wirken*, S. 142–176.

erwerbe. Eben so lautet die Versicherung des verdienstvollen Altorfischen Lehrers [Chr. Gottl. Schwarz], dessen hochschätzbarer Name auf dem Titelblatte dieses Werkes stehet. Er schreibet mir in seinem letzten: Si Altorfii commoratus fuisses, totos dies, etiam me absente, inter libellos meos desiderare tibi licuisset. Was er hier libellos nennet, ist eine Sammlung von auserlesenen und kostbaren Büchern, die etliche Zimmer einnimmt, und die Zugänge zu denselben enge macht. Wenn die Herren Kremsmünsterer diese Stellen lesen werden, so dürften sie sich ein wenig schämen, daß nicht auch sie so großmüthig sind, sondern ihre Bücher lieber den Motten, welche bereits einen guten Theil zuschanden gefressen haben, als Leuten vergönnen, welche verlangen, etwas daraus zu lernen, das doch ihrer Akademie wieder zustatten käme. O der Akademie! welche des Aufhelfens bedürftig ist, oder — — —³⁴

Popowitsch ging mit seinen bahnbrechenden Ideen Matthias Höfer in manchen Dingen zweifellos voraus. Bei aller Anerkennung als genialer Sprachforscher erregte er jedoch durch seine schwierige Wesensart und den aussichtslosen Kampf gegen Gottsched und dessen Anhänger bei vielen zeitlebens Befremden und Ärgernis.

In Kremsmünster war es vor allem P. Rudolf Graser (1728—1787)³⁵, der sich als einer der „am meisten der Aufklärung verpflichteten Kapitularen des Klosters“³⁶ und als eifriger Gottschedianer um die Pflege der deutschen Muttersprache bemühte. Noch vor seiner Priesterweihe trat er zu dem Melker Benediktiner P. Placidus Amon (1700—1759), einem ergebenen Anhänger Gottscheds in Österreich³⁷, in nähere Beziehung. Am 2. März 1752 schreibt dieser an den großen Leipziger Sprachreformer, den er selbst als „Linguae Germanicae Stator“³⁸ bezeichnet, über seinen Schützling:

„Rudolph Graser, ein noch junger Benedictiner zu Cremsmünster, zeigt in seinen Briefen einen ungemein grossen Eifer und Lehrbegierde in der deutschen Sprache an, darinn er eine Vollkommenheit zu erreichen glaubt. Es reizt ihn auch ein natürlicher Trieb zur deutschen Dichtkunst, wie er neulich schrieb³⁹, mehr als anders wohin: und er gibt bey seinen wenigen Jahren gewisslich gute Proben und Hoffnung von sich, dass er es hierin sehr weit bringen könne; besonders wenn Eu. Hochedl. ihm dazu einen schriftlichen Antrieb machen wollten.“⁴⁰

34) Popowitsch, a. a. O., S. 392, Anm. f.

35) Der Name scheint auch noch als Rudolf von Grasern auf. Vgl. u. a. Kellner, Profefßbuch, S. 312—314; außerdem Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 2, S. 70 f.; Bd. 3, S. 51.

36) Sturmberger, Studien, S. 457.

37) Vgl. Schachinger, a. a. O., S. 627, 285 ff., 477 ff., 644 ff.; ferner Waniek, Gottsched S. 561 f., und Otto Basler, P. Placidus Amon. Ein Beitrag zu den Anfängen der altdeutschen Studien in Österreich im 18. Jahrhundert. In: Germanica. Eduard Sievers zum 75. Geburtstage, 25. November 1925, Halle/S. 1925, S. 1—39.

38) Brief Amons an Gottsched vom 24. Jänner 1751, abgedruckt bei Schachinger, a. a. O., S. 100.

39) Vgl. den ersten Brief R. Grasers an P. Placidus Amon vom 13. Jänner 1752, abgedruckt bei Schachinger, a. a. O., S. 285 f.

40) Schachinger, a. a. O., S. 103.

Bald darauf trat Graser mit Gottsched selbst eine Zeitlang in persönlichen Briefwechsel⁴¹. Zu diesem Kreis der Gottschedianer um Amon und Graser gehörten später noch Urban Taschner von Göttweig, Martial Hertnagel von Weingarten und der berühmte Magnoald Ziegelbauer aus der Abtei Zwiefalten. Ebenso schloß sich der bekannte Heimatdichter P. Maurus Lindemayr aus Lambach dem deutschen Literatenkreis an⁴². Rudolf Graser verdanken wir auch ein aufschlußreiches Urteil über Popowitsch, denn am 23. Juni 1753, bald nach dessen Berufung auf den Wiener Lehrstuhl, bemerkt er zu P. Placidus Amon:

„So ist H. Popowitsch wirklich Lehrer der deutschen Sprache? Gerade, als ob es in Wien keinen geschickteren Patrioten gäbe, diese Stelle zu bekleiden als diesen tadelsüchtigen Splitterrichter! Er war vor etwelchen Jahren in unserer Akademie Professor der Geschichte und der abendländischen Sprachen. Sein meistes Thun aber war damals, dass er sich auf die Kräuterkunde oder Botanik legte. Er muss nun erst seitdem zu einem grossen Deutschen erwachsen seyn. Sein wunderlicher Kopf und seine seltsame Gemüthsart waren Ursache, dass wir seiner bald überdrüssig wurden: und wir bleiben ihm gewiss verbunden, dass er anderswohin gezogen ist. Ich will indessen prophezeien, man werde auch in Wien seiner bald satt seyn. Denn es ist schon sein Schicksal, unartig und eigensinnig zu seyn, und alles unverschämt zu tadeln. Ich schreibe E. H. desto freyer, weil ich aus Dero Schreiben ersehen, dass Sie diesen Menschen selbst schon ziemlich gut kennen.“⁴³

Wie die Zukunft zeigte, sollte Graser mit seinem Urteil durchaus recht behalten. Da er von 1745 bis 1747 als Hörer der Ritterakademie auch Popowitsch zum Lehrer hatte, wäre es zudem leicht möglich, daß er durch seine ablehnende Kritik mit daran beteiligt war, den eigenwilligen Gelehrten bald wieder aus dem Lehrkörper scheiden zu sehen⁴⁴.

41) Leider ist dieser Briefwechsel zwischen Gottsched und P. Rudolf Graser verschollen. — Vgl. Schachinger, a. a. O., S. 484 f. u. 654 (Briefe R. Grasers an Placidus Amon vom 28. Jänner und 22. März 1753); ferner Sigmund W. Tönig, *Das Schul-Theater zu Kremsmünster*, Phil. Diss. Wien 1932 [Masch.], S. 76.

42) Vgl. Tönig, *Schul-Theater*, S. 76.

43) Zit. nach Schachinger, a. a. O., S. 656 f. — Vgl. u. a. auch Prestini, *Popowitsch*, S. 51 ff. — Für Hagn (*Wirken*, S. 145) ist Popowitsch hingegen ein „vorzüglicher Beförderer deutscher Literatur in Österreich“.

44) Vgl. Hagn, *Wirken*, S. 304; Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 51 u. 90; Prestini, *Popowitsch*, S. 25 ff. — Tönigs Behauptung (*Schul-Theater*, S. 77), wonach Rudolf Graser Popowitsch' Entlassung von Kremsmünster wegen einer abfälligen Äußerung in dessen „*Untersuchungen vom Meere*“ veranlaßt habe, ist schon deswegen unhaltbar, da dieser seine Lehrtätigkeit an der Ritterakademie bereits 1746 niederlegte, die erwähnte Schrift jedoch erst 1750 veröffentlicht wurde. — Zur sachgerechten Neubewertung Popowitsch' vgl. u. a. auch Josef Körner, *Ein vergessener österreichischer Sprachforscher*. (Mit einem ungedruckten Briefe von J. G. Herder.) In: *Österreich 1* (1918/19), S. 139—143.

Kurz nach 1750 wurde in Kremsmünster unter P. Matthias Pegg (1730–1773) auf der Bühne die lateinische Komödie durch das deutsche Schauspiel abgelöst⁴⁵. Von 1758 bis 1760 war Rudolf Graser Professor der Poesie und gab — was damals in höheren katholischen Schulen als sehr fortschrittlich gelten mußte⁴⁶ — nach Gottscheds „*Critischer Dichtkunst*“ auch Unterricht in der deutschen Sprache. Als Lektüre wählte er dabei deutsche Werke aus dem 13. und 14. Jahrhundert⁴⁷. Schon früh entwickelte sich Graser auch zum bedeutenden Kanzelredner und lehrte seit 1772 in Kremsmünster geistliche Beredsamkeit, wobei er als Unterlage seine eigene „*Vollständige Lehrart zu predigen*“ (Salzburg 1766; Augsburg 1768) verwendete, die manches Gottsched zu verdanken hatte und wohl dazu beitrug, daß ihn die bayerische Gesellschaft „*Ad excellendam Eloquentiam sacram*“ 1779 zu ihrem ordentlichen Mitglied ernannte⁴⁸. Wahrscheinlich gehörte auch Fr. Matthias Höfer, der von 1774 bis 1778 an der Hauslehranstalt in Kremsmünster Theologie studierte, zu Grasers Hörern.

III. Matthias Höfers wissenschaftliche Werke

Nachdem Höfer in Kremsmünster bereits sein Gymnasial-, Philosophie- und Theologiestudium absolviert hatte und am 11. November 1778 zum Priester geweiht worden war, schickte ihn Abt Erenbert III. Meyer (1771–1800) an die Wiener Universität, um dort das Lizentiat der Rechtswissenschaften zu erlangen, da er ihn für die Professur an der hiesigen Ritterakademie in Aussicht nahm⁴⁹. Laut kaiserlicher Verfügung war dazu das Studium an einer der großen Landesuniversitäten vorgeschrieben. 1781 kehrte P. Matthias als Lizentiat utriusque iuris ins Stift zurück und begann an der genannten Anstalt als Professor des Zivilrechts seine Vorlesungstätigkeit. Aber schon 1785 erfolgte die behördliche Aufhebung der Ritterakademie und so ging Höfer auf Weisung seiner Oberen in die Seelsorge. Von 1785 bis 1790 wirkte er als Kooperator in Kematen an der Krems, anschließend zwei Jahre in der gleichen Funktion in Eberstallzell und von 1792 bis 1797 als Kaplan in Weißkirchen an der Traun. In den Jahren 1797–1803 finden wir ihn als Pfarrer von Steinhaus bei Wels⁵⁰. Ende August 1803 unterzog sich P. Matthias mit vier anderen Mitbrüdern ordnungsgemäß den vorgeschriebenen Prüfungen in Wien und lehrte vom November 1803 bis April 1804 kanonisches Recht an der wiedererrichteten theologischen Hauslehranstalt. Doch da man ihm — wie auch den Professoren für Neues Testament und Moral — infolge verschiedener Intrigen von

45) Vgl. Hagn, *Wirken*, S. 163, und Tönig, *Schul-Theater*, S. 73–75.

46) Vgl. Sturmberger, *Studien*, S. 456 f., und Winter, *Josefinismus*, S. 32 f.

47) Vgl. Tönig, *Schul-Theater*, S. 76.

48) Ebd., S. 76 f.

49) Vgl. auch Pitschmann, *Matthias Höfer*, a. a. O., S. 119, und Hagn, *Wirken*, S. 214.

50) Vgl. dazu Kellner, *Profeßbuch*, S. 353.

seiten der Linzer Theologen in Wien die Approbation verweigerte⁵¹, ging er wieder in die Seelsorge und übernahm von 1804 bis 1812 die Pfarre Kirchham bei Gmunden und als letzten Posten von 1812 bis 1826 die Pfarre Kematen/Kr., wo er im Alter von 72 Jahren starb⁵².

1. Die frühen Arbeiten

Gerade die Beschäftigung mit den lateinischen und deutschen Rechtsquellen während seines Jusstudiums in Wien und die spätere Vereitelung seiner juristischen Lehrtätigkeit an den hauseigenen Studienanstalten ermöglichten es Matthias Höfer, neben der Seelsorgstätigkeit auf den Stiftspfarrreien seinen sprachgeschichtlichen Interessen nachzugehen. Als erste Publikation legte er eine juristische Arbeit vor, die er als Dissertation im Rahmen seiner rechtswissenschaftlichen Studien in Wien verfaßte: „*Exercitatio juridica de origine ac proprietatibus peculiorum apud Romanos. Una cum positionibus ex universo jure civili et criminali.*“ Vindobonae, von Ghelen, 1780, 4^o, 45 S. — Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß an der Universität Wien damals auch der radikale spätere Regierungsrat Josef Valentin Eybel lehrte, der wie sein Vorgänger das Kirchenrecht noch weitgehend auf den Schriften der Regalisten, die Goldast seit 1611 in drei Bänden herausgab, aufbaute und sie mit den aufklärerischen, dem Naturrecht zumindest sehr nahestehenden Ideen von Sonnenfels verband. Eybels Kirchenrechtslehrbuch geriet dadurch unter so starken kirchenfeindlich-febronianischen Einfluß, daß es die Regierung selbst wieder einzog und durch das Lehrbuch von Riegger, von dem man abgegangen war, ersetzte⁵³.

Im gleichen Jahr 1781 veröffentlichte Höfer noch eine andere Abhandlung mit dem eigenartigen Titel: „Über das unglückliche Schicksal der Gelehrten.“ Wien, Sonnleithner, 8^o, 40 S. — Diese kleine Schrift, in der es um die grundsätzliche Frage geht, ob ein Mann der Wissenschaft als Forscher und Autor ein glückliches Leben führen könne, baut auf dem Werk des damals berühmten Lausanner Arztes Simon André Tissot (1728–1797) über die gesundheitliche Gefährdung der Gelehrten⁵⁴ auf. Wie schon das Motto der Arbeit — ein Zitat aus Seneca, Ep. 107: „*Ut omnium rerum, sic litterarum intemperantia quoque laboramus*“ — andeutet, kommt der Verfasser nach gründlichem Abwägen von Für und Wider zu einem negativen Ergebnis. Die sechs Kapitel des ersten Abschnitts stehen unter dem

51) Genaueres darüber bei Hagn, Wirken, S. 108 f.

52) Vgl. Kellner, Profeßbuch, S. 353.

53) Näheres bei Rieser, Geist des Josephinismus, S. 57 f., und Winter, Josefismus, S. 111. — Vgl. auch Eduard Schenner, Der Postjosephinismus und die frühfranzösische Reaktion, Phil. Diss. Wien 1949 [Masch.], S. 9; Hollerweger, a. a. O., S. 37 f., und Brandl, a. a. O.

54) Vgl. S. A. Tissot, Von der Gesundheit der Gelehrten, und anderer Leute, die bey ihren Geschäften wenige Bewegung machen. Aus dem Französischen übersetzt, Augsburg - Innsbruck 1769. — Der schmale Band war Höfer in der Stiftsbibliothek Kremsmünster zugänglich.

Aspekt „Ursprung, und weiter Inbegriff der Wissenschaften“ und gehen von der für das Zeitalter der Aufklärung typischen These aus, daß die Wissenschaften „jedemal schön, reizend und einem vernünftigen Geschöpfe, wie Menschen sind, wohl anständig“ seien⁵⁵. Gleichzeitig wendet der Autor aber auch ein, daß sie sich nicht in der bekannten Weise hätten entfalten können, „wenn unsere Erde ein Eden, oder doch unser Leben so wäre, wie uns die Dichter das Schäferleben schildern.“⁵⁶ Man könne ihnen freilich daraus keinen Vorwurf machen, denn ihre Absicht sei — ganz im Sinne von Horaz’ ‚prodesse et delectare‘ — zu „ergötzen und entweder rohe oder zu fein gekünstelte Sitten mehr nach der einfachen, reizvollen Natur zu bilden.“⁵⁷ Wie die Bibel geht auch Höfer von einem ursprünglichen Glückszustand der Menschen aus. Durch harte körperliche Arbeit und durch die Kürze der Zeit, die der Verfeinerung der Sitten zur Verfügung stand, entartete die ursprüngliche, im rousseauschen Sinn verstandene Unschuld des Menschen immer mehr. Dazu kam noch ein natürlicher Hang zum Bösen, Müßiggang und Bequemlichkeit, so daß es allmählich notwendig wurde, sich in große Gemeinschaften zusammenzuschließen und Herrscher über sich zu wählen. Rechte und Pflichten für Regenten und Untergebene sowie für die verschiedenen, jedoch gleichrangigen Nationen mußten festgelegt werden, um Frieden und gegenseitige Hilfe zu gewährleisten. Die Klugheit sollte allen als Norm gelten. — Die Wissenschaften entwickelten sich aus primitiven Anfängen, aber schon bald wurden die Chaldäer in der Sternenkunde, die Ägypter in der Feldmeßkunst, der Chinese Konfuzius wegen seiner sittlichen Weisheit und Griechenland durch Gesetzgebung, Philosophie und Kunst berühmt. Wie sehr der Jurist Höfer diesbezüglich ein Kind seiner aufgeklärten Zeit ist, ergibt sich nicht nur aus seiner für das 18. Jahrhundert charakteristischen Auffassung von Staat und Gesellschaft, sondern spiegelt sich oft auch in seiner ironischen Ausdrucksweise wider. So etwa wenn er von den Wissenschaften zusammenfassend meint, daß erst mit „unsäglicher Mühe“ ein „ordentlich reines Lehrgebäude errichtet werden“ konnte, denn „das Vollkommene, Ordentliche und Aufgeklärte hat der Himmel für *unsere* Zeiten vorbehalten.“⁵⁸

Hatten sich schon die griechischen Naturphilosophen mit den kleinsten Teilchen der Materie, die Leibniz („Monadologie“, 1714) „Elemente“ oder „Monaden“ nennt, beschäftigt, so richteten andere ihr Augenmerk auf die Planeten und ihre eventuellen Bewohner, „ob die Herren droben auch französisch sprechen, oder bei langweiliger Musse eine Pfeife Tabak schmauchen?“⁵⁹ Eine weitere Frage galt dem Flugwesen. Daneben tauchte eine wahre Flut verschiedenster Gesetze, philosophischer Grundsätze, mathematischer und physikalischer Probleme auf. So sei nach langem gemein-

55) A. a. O., S. 3.

56) Ebd., S. 3 f.

57) Ebd., S. 4 f.

58) Ebd., S. 9 u. 7 (*kursiv von mir, K. K.*).

59) Ebd., S. 10.

samen Bemühen ein wissenschaftliches „Lehrsystem“ entstanden, mit dem sich der Mensch sein ganzes Leben hindurch beschäftigen könne, ohne es jemals auszuschöpfen. Von wissenschaftlichem Eros bewegt, aber auch voll versteckter Ironie bringt der Verfasser den Erkenntnisoptimismus seines fortschrittsbewußten Jahrhunderts treffend zum Ausdruck:

„Ich sehe dich von deinem Gipfel herab, glänzender Tempel der Ehre! wo nur Vaterlandsretter und Gelehrte den ersten Zutritt haben. Heilig ist dein Anblick, götterwürdige Wohnung! heller Mittag und unbedrohte Glückseligkeit umgeben dich. Riesenhände haben dich gebaut, und die bis hinauf klimmen können, sind Helden.“⁶⁰

Nach diesem allgemeinen Lobpreis auf die Wissenschaften betrachtet Höfer nun die scheinbar positiven Seiten eines Gelehrtenlebens aus der Nähe, weist dabei jedoch vor allem auf die große Mühe hin, die es kostete, um sich in den einzelnen Disziplinen auszubilden. Die Frage wird laut, ob sich die Anstrengungen auch lohnten, ob nicht nur der Staat Nutzen daraus ziehe, sondern ebenso der Gelehrte selbst dabei glücklich werde, gibt es doch nach Auffassung des Autors nicht wenige Menschen, die ihr ganzes Leben einsam hinter den Büchern verbringen. Diesen weiteren Problemen widmet Matthias Höfer, von dem es heißt, daß er schon früh eine gewisse Neigung zur Hypochondrie zeigte⁶¹, den zweiten Teil seiner Untersuchung, wobei er den Gelehrten zuerst bei seiner Arbeit in der Studierstube und in Gesellschaft betrachtet und anschließend als Autor.

Fehlt geistig Schaffenden oft die notwendige körperliche Bewegung, so führt Höfer dazu die gründliche Analyse Tissots über die Krankheiten gelehrter Leute an und stellt fest, daß neben „Hitze, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit“ daraus vielfach auch „Unverdäuung im Magen, Verstopfung der Milz oder Hypochondrie, jener gewöhnliche Tyrann sitzender Denker,“ folge⁶². Während andere das Leben genießen, zeige sich bei ihnen durch die schlecht funktionierende Galle häufig auch mürrisches Wesen und Schwermut. Dennoch lasse ein unstillbarer Trieb nach Wahrheit den Gelehrten jedes Ungemach vergessen. Die aufgeklärte Naturdichtung von James Thomson (1700–1748)⁶³, dem berühmten Autor der „Seasons“ (1726/30), und die Anakreontik Friedrich von Hagedorns (1708–1754)⁶⁴ stellen nach Höfer ein ausgewogeneres Lebensideal dar. — In Gesellschaft komme dem Menschen ein gefälliges, heiteres Naturell zugute. Wohl bedürfe auch der Gelehrte des gesellschaftlichen Umgangs, aber nur allzu oft bleibe er mit seinen Gedanken allein. „Leider“, sage schon Gellert, „hängt es den

60) Ebd., S. 13.

61) Vgl. Kellner, Profeßbuch, S. 353.

62) Höfer, a. a. O., S. 17. — Vgl. auch Tissot, a. a. O., S. 13 ff., bes. S. 22, 25, 44 f.

63) Näheres darüber u. a. bei Ewald Standop - Edgar Mertner, Englische Literaturgeschichte (= Hochschulwissen in Einzeldarstellungen), 2., verb. Aufl., Heidelberg 1971, S. 346 f.

64) Vgl. u. a. Hermann Pongs, Das kleine Lexikon der Weltliteratur, 2., erw. Aufl., Stuttgart 1956, Sp. 623.

meisten Leuten aus der Studierstube an, daß sie in Gesellschaft stumm sind.“⁶⁵

Wie Höfer meint, erfordere es die rechte Ordnung, daß Gelehrte auch Bücher schrieben. Aber selbst dadurch könne die Gefährdung der Gesundheit und die gesellschaftliche Isolierung nicht wettgemacht werden, denn es gebe bekanntlich ja auch schlechte Schriftsteller und unzulängliche Bücher. So komme es letztlich auf das Urteil der Leser an und welchen Nutzen sie aus einem bestimmten Werk zögen⁶⁶. Jedes Buch habe darum sein Schicksal, finde es doch vielleicht erst nach heftiger Kritik schließlich in einer Bibliothek seine „ewig stillschweigende Ruhestätte“⁶⁷. Schon Albrecht von Haller (1708–1777) bringe in seinen „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ (1729) die Situation des Gelehrten recht anschaulich zum Ausdruck:

„Er stirbt, den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekennt und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch;
So stirbt ein großer Mann, so sterben Sklaven auch.“⁶⁸

Höfer möchte vor einer übertriebenen wissenschaftlichen Tätigkeit warnen und empfindet das, was Haller in seiner Gedankendichtung betont, als das „Angenehmste“:

„Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühen, für uns die Wiesen grünen;
Uns dienet bald ein Buch und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir zum Unterhalt;“⁶⁹

Als Schlußfolgerung seiner gründlichen, im Sinne der Aufklärung mit zahlreichen Zitaten untermauerten Argumentation stellt er dann fest:

„Gelehrte sind eine Zierde, eine Stütze, eine nothwendige Stütze des Staates. Sie opfern ihr meißtes Leben für das gemeine Beßte, dem sie mehr nützen als sich selbst. Wir wollen alle Ehrfurcht und Hochachtung gegen jeden derselben bezeigen. Nur uns, o Himmel! schone, laß uns nicht Gelehrte werden. Laß nicht — mich deucht, wir sind schon erhört.“⁷⁰

Dieser kurze, zum Teil in humoristisch-satirischem Stil als Warnung vor den falschen Idealen des Gelehrtenstandes abgefaßte Traktat ergänzt einerseits Tissots medizinische Darlegungen, andererseits macht er aber auch Höfers damalige Einstellung zu den anhängigen Fragen besonders deutlich.

65) Zit. nach Höfer, a. a. O., S. 22. — Vgl. auch Chr. F. Gellert, Sammlung der sämtlichen Schriften, Neue Aufl., 4. Teil (Leipzig 1765), S. 157 f. (Von dem guten Geschmacke, 63. Brief.)

66) Vgl. Höfer, a. a. O., S. 28 ff.

67) Ebd., S. 37.

68) Zit. nach Höfer, a. a. O., S. 39. — Vgl. auch A. Frey (Hg.), Haller und Salis-Seewis. Auswahl (= Deutsche National-Literatur, histor.-krit. Ausgabe, hg. von Joseph Kürschner, u. a., 41. Bd.), Berlin - Stuttgart o. J., S. 37, V. 87–90.

69) Zit. nach Höfer, a. a. O., S. 39. — Vgl. auch Frey (Hg.), a. a. O., S. 46, V. 379–382.

70) Höfer, a. a. O., S. 39 f.

2. Zur Charakteristik der oberösterreichischen Mundart

Das Werk, durch das Matthias Höfer in der germanistischen Fachwelt erstmals Anerkennung fand, trägt den Titel: „Die Volkssprache in Österreich vorzüglich ob der Enns, nach ihrer innerlichen Verfassung und in Vergleichung mit andern Sprachen. In grammatisch-kritischen Bemerkungen entworfen . . .“ Wien, Binz, 1800, 8^o, 140 S.; 2. Aufl. Linz, Eurich, 1800. — Diese Arbeit wurde zu einer Zeit veröffentlicht, da P. Matthias schon drei Jahre lang die unter Joseph II. 1785 neu gegründete Pfarre Steinhaus bei Wels betreute und bereits 15 Jahre in der Stiftsseelsorge stand. Blieb ihm auch die akademische Lehrtätigkeit versagt, so widmete nun Höfer seine Mußestunden ausschließlich dem Studium der heimischen Mundart und versuchte, sie in den großen Rahmen der gesamtdeutschen Regionalsprachen einzugliedern. Er folgte damit einem auf Herder zurückgehenden Trend der Romantik, die Sprache des Volkes als Ausdruck von dessen Seelenhaltung näher zu erforschen.

Schon im „Vorbericht“ dieser kleinen, aber informativen Schrift weist Höfer, der als „der älteste Lexikograph einer österreichischen Mundart von wissenschaftlicher Bildung und Einstellung“⁷¹ gilt, auf die Notwendigkeit der Erforschung der österreichischen Volkssprache hin. Dem damaligen Wissensstand entsprechend, setzt er diese zwar noch verallgemeinernd mit der oberdeutschen Mundart bzw. mit dem Alemannischen gleich⁷², richtig ist jedoch, daß sie sehr alt ist und — wie alle Mundarten in verkehrtsarmen Gebieten — stark konservierend wirkt. Dies trifft allerdings weniger für den städtischen Bereich als vielmehr auf den ländlichen des oberösterreichischen Traunviertels zu, wo Höfer als Pfarrer wirkte. Wie das einfache Landvolk damals sprach, so habe man in früheren Jahrhunderten größtenteils auch geschrieben, so daß man diesen mundartlichen Sprachgebrauch als einen „natürlichen Ausleger der veralteten Schriften betrachten kann.“⁷³ Je mehr sich der bildungsbefflissene Österreicher der ihm an sich fremden meißneri-

71) Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 90.

72) Vgl. Höfer, Volkssprache, Vorbericht. — Höfer faßt hier — wie auch später im „Etymologischen Wörterbuch“ — den Begriff „Oberdeutsch“ im weiteren Sinne auf, als dies in der modernen deutschen Sprachgeschichte üblich ist. Auch Adelung, von dem Höfer offensichtlich abhängig ist, rechnete Mitteldeutschland noch zum oberdeutschen Sprachraum, wobei er diesen sich von Thüringen bis Graubünden und vom Rhein bis an die ungarische Grenze erstrecken läßt. Jacob Grimm wendet sich gegen den Terminus „Mitteldeutsch“ und gliedert in Hoch- und Niederdeutsch. — Vgl. J. Chr. Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen, 5 Teile, Leipzig 1774/86, 1. Teil, S. VI; J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1 (Leipzig 1854), S. XVI, und Hugo Moser, Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung, 2., umgearb. u. erw. Aufl., Stuttgart 1955, S. 96, 100 u. ö. — Vgl. auch Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 127.

73) Höfer, Volkssprache, Vorbericht.

schen oder hochdeutschen Sprache zuwandte, umso weiter habe er sich von der Sprache seiner Vorfahren entfernt. Doch auch der ‚gemeine Mann‘ sei geneigt, sich den Zeitumständen anzupassen und „sich eine neue Sprache zu formen“⁷⁴. Höfer verfolgte damit ein sehr wichtiges, schon damals aktuelles volksbildnerisches Anliegen, indem er für viele Dinge des praktischen Lebens die aus der Schriftsprache kommenden und dem einfachen Landvolk häufig unverständlichen Wörter durch volksübliche, aus der Mundart stammende Ausdrücke und Wendungen ersetzt wissen wollte. So heißt es etwa ergänzend dazu in der „Vorrede“ seines ‚Etymologischen Wörterbuches‘:

„Es ärgerte mich immer, Schriften zu lesen, die an unser Publicum gerichtet sind, in denen aber alle Ausdrücke, welche dem Volke bekannt wären, mit sehr weiser Vorsicht unterdrückt und alle wesentlichen Merkmale, die zur Erkenntniß einer Sache nothwendig sind, mit lauter fremden und insgemein unbekanntem Wörtern hingeschrieben werden. Solche Schriftsteller scheinen jenem Volke, mit dem sie reden wollen, nur den Rücken zu kehren, das Angesicht aber an die Ausländer, denen sie auf eine niederträchtige und verächtliche Weise schmeicheln. Was kann wohl ein Künstler, Handwerker, Jäger, Förster, Thierarzt oder Landwirth aus einem Buche lernen, worin er eben das, an dem vielleicht am meisten gelegen wäre, nicht versteht? Dergleichen Schriften sind wie eine italiänische Oper oder eine lateinische Predigt für deutsche Zuhörer. Schade ist es, im kleinen wie im grossen, daß man so allgemein nur das fremde zu schätzen gewohnt ist: hingegen das nahe und eigene nicht zu achten weiß.“⁷⁵

Durch diese volkserzieherische Absicht kommt Höfer unwillkürlich den Bestrebungen Popowitsch‘ sehr nahe, der die von Gottsched im Deutschen geduldeten Fremdwörter durch eigene, vielfach aus den oberdeutschen Mundarten übernommene Ausdrücke zu ersetzen und die hochdeutsche Schriftsprache so zu bereichern suchte. Wichtig ist auch, daß Matthias Höfer schon in der 1800 erschienenen ‚Volkssprache in Österreich‘ auf seinen ursprünglichen Wunsch, ein etymologisches Wörterbuch zu erstellen, hinweist⁷⁶, wengleich er sich der Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens voll bewußt ist. Er hatte damals bereits mit der Arbeit daran begonnen und versprach sich davon nicht nur Nutzen für die „deutsche Sprachkunde im allgemeinen“, sondern gerade auch hinsichtlich naturgeschichtlicher Begriffe, „worin zwischen uns und den auswärtigen Schriftstellern eine solche Verschiedenheit der Benennungen herrschet, daß, wenn nicht Ritter Linné in die Mitte tritt, wir uns nicht ohne größter Mühe einander verstehen.“⁷⁷

Gut 15 Jahre intensiven Forschens und Sammelns waren nötig, bevor Höfer sein dreiteiliges Hauptwerk der Öffentlichkeit übergeben konnte.

74) Ebd.

75) A. a. O., § 5.

76) A. a. O., Vorbericht.

77) Ebd. — Der schwedische Naturforscher Carl von Linné (1707–1778) mit seiner binären Nomenklatur, durch die er für jedes Lebewesen lateinische Gattungs- und Artnamen einführte, war für die Entwicklung der Naturwissenschaften

Der Titel lautet: „Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Österreich üblichen Mundart.“ Linz, Kastner, 1815, 8^o; Vorrede + 342, 362, 344 S. + 3 Register (ohne Seitenangabe). — Der Autor war damals als Pfarrer von Kematen/Kr. auf seinem letzten Seelsorgsposten. Als er erstmals Material für dieses Werk zu sammeln begann, wirkte er noch als Kooperator in Weißkirchen/Tr., wo er nach seinen eigenen Worten

„durch die freundschaftliche Mühe eines ehrlich guten Fischers mit Namen Iling wie auch eines jungen geschickten Jägers, Karl Kaiser, Gelegenheit bekam, nicht nur die dortigen Fische und Vögel zu kennen, sondern auch in der Kenntniß der Landessprache immer neue Dinge zu erfahren. Es wird mir stets eine angenehme Erinnerung bleiben, wie die Leute selbst mich oft fragten, ob ich diese und jene Kräuter, welche bey dem Volke berühmt sind, oder jenes seltsame Wort, jene Ausdrücke und Redensarten schon kenne? So hörte ich Wörter, die ich in meinem eigenen Vaterlande nie gesucht haben würde.“⁷⁸

Bevor Höfer jedoch an die Kodifizierung und etymologische Deutung des österreichischen Wortschatzes, besonders der Traunviertler Mundart, ging, gab er in der kleinen Einleitungsschrift von 1800 einen allgemeinen Überblick über das ‚Oberdeutsche‘ und dessen Stellung im Bereich der deutschen Hauptmundarten. Ausgangspunkt (§ 1) hierfür ist die damals weithin vertretene Annahme, daß „alle Sprachen unter dem Menschengeschlechte aus einer einzigen entstanden“ seien, sie daher „viele noch unter sich ähnliches haben, und die gemeinsamen Wurzeln der Wörter allenthalben, obwohl unter einer fast unkennbaren Gestalt, angetroffen werden“ könnten⁷⁹. Leider geht aus diesen Worten für uns heute nicht mehr eindeutig hervor, ob Matthias Höfer mit dem hier vertretenen Begriff einer Ursprache auch die sogenannte „traditionalistische Theorie“⁸⁰ verbindet, wonach die Sprache ein unmittelbares Geschenk Gottes sei, oder eher die von Herder verfochtene Ansicht, daß sie sich in einem langdauernden geistigen Prozeß aus dem Trieb des Menschen zur Verständigung entfaltet habe⁸¹. Jedenfalls rät er auf dem weiten Gebiet der Sprachforschung

(besonders der Botanik) im 18. Jahrhundert von überragender Bedeutung. — Vgl. dazu u. a. Heinz Goerke, Carl von Linné. Arzt — Naturforscher — Systematiker 1707—1778 (= Große Naturforscher, hg. v. Heinz Degen, Bd. 31), Stuttgart 1966, bes. S. 98 ff., und Knut Hagberg, Carl Linnaeus. Ein großes Leben aus dem Barock. Aus dem Schwedischen übertragen von Thyra Dohrenburg, Hamburg 1940, S. 40 ff., 85 ff., 99 ff. u. ö.

78) Höfer, Wörterbuch, Vorrede, § 20.

79) Höfer, Volkssprache, S. 1.

80) Moser, Sprachgeschichte, S. 24.

81) Vgl. u. a. Moser, Sprachgeschichte, S. 24 ff., und Rudolf v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit, Bd. 9), München 1870, S. 276 ff., ebenso Josef Dünninger, Geschichte der deutschen Philologie, in: Wolfgang Stammler (Hg.), Deutsche Philologie im Aufriß, 2. überarb. Aufl., Bd. 1 (Berlin 1957), Sp. 133 ff.

schon zur induktiven Vorgangsweise, indem „zuerst die näheren und gleichsam einheimischen Quellen seiner eigenen Mundart beobachtet“ werden sollten⁸².

Nach einem kurzen historischen Hinweis auf den Zusammenschluß Ober- und Niederösterreichs sowie des Wiener Raums, auf deren Bewohner und Herrscher (§§ 2–4) erörtert der Verfasser die komplexe Sprachenfrage (§§ 5–9). Er bezeichnet für den bayerischen Hauptstamm des österreichischen Volkes das Alemannische als die dominierende Mundart, die neben Österreich und Steiermark auch Bayern, Schwaben, das Elsaß und den Osten der Schweiz umfasse, obwohl sich im Laufe der Zeit in den einzelnen Gebieten starke Ausspracheunterschiede entwickelt hätten. Wie Adelung stellt Höfer die alemannische und fränkische Mundart dem alten ober- und niederdeutschen Dialekt weitgehend gleich⁸³. Nach der Eroberung Galliens durch die Franken entstand aus der Verbindung altgallischer und provinZRömischer Sprachelemente mit dem Fränkischen das Französische, das etwa in der Minnedichtung schon bald auf die Nachbarvölker weiterwirkte. Das Alemannische wurde bereits im 9. Jahrhundert von dem elsässischen Mönch Otfrid von Weißenburg nach fränkischem Vorbild ausgeformt, erhielt aber erst im 12. und 13. Jahrhundert als Hofsprache der schwäbischen Kaiser seinen vollen Glanz. In späteren Jahrhunderten wurde es durch eine „sanftere und feinere Art zu sprechen“⁸⁴, die von Obersachsen ausging und zwischen der „rauhem oberdeutschen und der weichen abgekürzten niederdeutschen gleichsam die Waagschale hält, und daher auch beyden Theilen gefallen mußte“⁸⁵, abgelöst. Die politische Zersplitterung des deutschen Reiches brachte die alemannische Muse nach Höfer allmählich zum Schweigen. Während jedoch Luther und seine Mitstreiter aus pastoralen Gründen deutsch zu schreiben begannen, vernachlässigte man im katholischen Süden des Reiches die eigene Muttersprache mehr und mehr und wandte sich wieder der Pflege der traditionellen Gelehrtensprache zu:

„Oberdeutschland, welches inzwischen sein Augenmerk auf die lateinische Sprache gerichtet hatte, die wirklich einer besseren Pflege bedürftig war, und hierin die schönsten Aufsätze der Rhetorik, Poesie und der tragischen Dichtkunst nach römischem Geschmack lieferte; hingegen seine Muttersprache als etwas alltägliches dem gemeinen Laufe der Dinge überließ; hörte von weitem den feinstimmten Ton der meißnischen Mundart, bekam zu verschiedenen Zeiten artige Schriftchen auswärtiger schöner Geister in die Hand, sah durch die Mühe des jetzt wenig mehr gepriesenen Gottsched sogar eine Grammatik, ahmte nach und wollte keine ächtdeutsche Schönheit mehr kennen, die nicht nach diesen vorläufigen Mustern gebildet war. So ist die Mundart der Obersachsen allenthalben als die *Hochdeutsche*, das ist, als die herrschende Sprache der Schrift-

82) Höfer, Volkssprache, S. 2.

83) Vgl. Höfer, Volkssprache, S. 6 f., und Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs, Vorrede, §§ 11 f.

84) Höfer, Volkssprache, S. 11.

85) Ebd.

steller und der feineren Welt, angenommen worden. In Ansehung der natürlichen Lage des Landes wird Oberdeutschland noch jetzt von den Niederdeutschen und den Bewohnern der flachen Seeküsten *Hochdeutschland* genannt. In diesem Verstande kann die oberdeutsche Mundart noch jetzt die Hochdeutsche heissen.“⁸⁶

In den letzten Kapiteln des ersten Abschnitts behandelt Höfer noch kurz das Angelsächsische, Englische, Gotische, Isländische und Slawische (§§ 10–14).

Der zweite Abschnitt (§§ 15–18) bringt einen knappen Überblick über einige bedeutende alt- und mittelhochdeutsche Literaturdenkmäler und ihre frühen Herausgeber, die Höfer größtenteils als Quellen für seine Sprachstudien verwendete. So erwähnt er u. a. die Proben einer Evangelienharmonie, die K. J. Michaeler in seinem Werk „*Tabulae parallelae*“⁸⁷ anführt, ferner den deutschen Isidor, Willirams Auslegung des Hohen Liedes und das Annolied aus Johann Schilters „*Thesaurus*“⁸⁸, zudem verschiedene „*Formeln und Gebethe*“⁸⁹, wie sie sich neben den beiden genannten Sammlungen noch bei Lambecius⁹⁰ und Eckhart⁹¹ finden. — Der dritte Abschnitt (§§ 19–31) geht kurz auf die althochdeutsche Übersetzung der Benediktinerregel ein, die Matthias Höfer nach dem Wissensstand der Zeit Kero von St. Gallen zuschreibt. Melchior Goldast gab sie zum Teil erstmals in seinem Sammelwerk „*Alamannicarum rerum scriptores aliquot vestuti*“ (Frankfurt 1606)⁹² heraus. Das Mondseer Bibelglossar war P. Matthias in der Ausgabe des berühmten Melker Benediktiners Bernhard Pez, des Bruders von Hieronymus Pez, zugänglich, der sie in seinen „*Thesaurus anecdotorum novissimus*“⁹³ aufnahm. Damals hielt er diese Ausgabe wegen der fehlerhaften Schreibweise für sehr unzuverlässig und äußerte die Notwendigkeit, die Handschrift, die nach der Aufhebung des Klosters nach Wien gebracht worden war, in der k. k. Hofbibliothek selbst einzusehen. Wie er sich einige Zeit später jedoch an Ort und Stelle überzeugen konnte, fanden sich die Fehler bereits in der alten Hand-

86) Höfer, *Volkssprache*, S. 12 f.

87) Vgl. K. J. Michaeler, *Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, moesogothicae, franco-theotiscaae, anglo-saxonicae, runicae et islandicae*, Innsbruck 1776.

88) Vgl. J. Schilter, *Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, Ecclesiasticarum, Civilium, Litterariorum*, 3 Bde., Ulm 1727/28.

89) Höfer, *Volkssprache*, § 17.

90) Vgl. P. Lambecius, *Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi*, 8 Bde., Wien 1665/79.

91) Vgl. J. G. Eccard, *Leges francorum salicae et ripuariorum*, Frankfurt - Leipzig 1720.

92) Bd. 2, S. 64–122. — Näheres darüber u. a. bei Raumer, *Geschichte der germanischen Philologie*, S. 52 ff.

93) B. Pez, *Thesaurus anecdotorum novissimus*, 6 Bde., Augsburg - Graz 1721/29, Bd. 1. — Vgl. auch Dünninger, *Geschichte der deutschen Philologie*, Sp. 117, und Basler, P. Placidus Amon, a. a. O., S. 3 ff.

schrift⁹⁴. Weiters führt Höfer Otfrid, Tatian und den Schwabenspiegel sowie Notker Labeos Psalmenparaphrase und die Karldichtung des Strickers an, die er ebenfalls schon in Schilters „Thesaurus“⁹⁵ abgedruckt fand. Die Kenntnis der Minnesänger schöpfte der gelehrte Kremsmünsterer aus der noch heute wichtigen „Sammlung von Minnesingern“ der beiden Zürcher Bodmer und Breitinger⁹⁶, wobei er u. a. namentlich Reinmar von Hagenau, Heinrich von Morungen, Ulrich von Winterstetten und die Lehrgedichte „König Tirol“, „Winsbecke“ und „Winsbeckin“ anführt. Auch den „Theuerdank“ kennt er und aus Michaelers Sammelwerk Hartmann von Aues „Iwein“. P. Hieronymus Pez' „Scriptores Rerum Austriacarum“⁹⁷ machten Matthias Höfer mit der Geschichtsdichtung des österreichischen Spätmittelalters bekannt, besonders mit den Chroniken von Jans Enikel, Ottokar Horneck, Gregor Hagen und dem Klosterneuburger Urkundenbuch „Tabulae Claustro-Neoburgenses“ von Ladislaus Sunthaym⁹⁸. Obgleich Höfer in seinem literarhistorischen Aufriß nur knappe Hinweise auf den Inhalt und auf charakteristische Wortprägungen in diesen Werken gibt, bleibt er in Text- und Quellenfragen ganz von seinen Gewährsmännern abhängig⁹⁹. Man könnte daher den gesamten ersten Teil des Buches als kurze, dem damaligen Wissensstand entsprechende Einführung in die alt- und mittelhochdeutsche Literaturgeschichte bezeichnen.

Der zweite Teil des Werkes beschäftigt sich mit der „Mundart in Österreich“ und handelt im ersten Hauptstück „Von Buchstaben und ihrer veränderlichen Aussprache“ (§§ 32–62). Über letztere schreibt der Verfasser: „Der verschiedene Ton, oder die Art der Aussprache, gehöret unstreitig zu dem Character eines jeden Volkes. Bey den alten Römern war selbe mit Ernst und Würde begleitet; hoch nachdrücklich ist sie in Spanien, fließend und schmeichelhaft in Italien etc. Die Aussprache unsers Volkes, das sich durch stillen Fleiß, Treue und Gutmüthigkeit auszeichnet, ist einfach, ohne Zierde, eben nicht sehr lebhaft, in manchen Gegenden etwas singend und noch ganz nach dem Wörterbaue der alten Alemannischen Mundart eingerichtet.“¹⁰⁰

94) Vgl. Höfer, Volkssprache, S. 26 f.; ders., Wörterbuch, Vorrede, § 9, und Bd. 3, S. 27.

95) A. a. O., Bd. 1 u. 2.

96) Vgl. J. Bodmer - J. Breitinger, Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend, 2 Teile, Zürich 1758/59.

97) Vgl. H. Pez, Scriptores Rerum Austriacarum, 3 Bde., Leipzig - Regensburg 1721/45. — Vgl. auch Basler, P. Placidus Amon, a. a. O., S. 3 ff.

98) Vgl. Höfer, Volkssprache, S. 45 ff. — Über die Bedeutung Sunthayms als Historiker vgl. in jüngster Zeit auch Elisabeth Schranzhofer, Das Bild der Babenberger in der österreichischen Geschichtsschreibung des 15. Jahrhunderts. In: Österreich in Geschichte und Literatur 20 (1976), S. 168–181, bes. 174–176.

99) Vgl. auch Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 124.

100) Höfer, Volkssprache, S. 55.

Höfer unterscheidet bereits drei Sprachschichten, die er zur dreifachen Art, sich zu kleiden, in Parallele setzt: 1.) „städterisch oder herrisch“; 2.) „märkisch, wie es unter gemeinen Bürgern in den Marktflecken üblich ist“; 3.) „bäurisch“¹⁰¹. Er bemerkt hierzu, daß sich die „so genannte Herrensprache“ am wenigsten bestimmen lasse und „nach dem Muster der hochdeutschen Mundart“ durch Sprachreinigung aus der bürgerlichen entstanden sei¹⁰². Der Autor geht dann auf die wichtigsten Vokale und Konsonanten ein (§§ 35–62), versucht die oft sehr frappierenden Abweichungen mundartlicher Aussprache von der Hochsprache aufzuzeigen und ihren z. T. jahrhundertlang fast unverändert erhalten gebliebenen Sprachzustand durch zahlreiche Beispiele aus der alt- und mittelhochdeutschen Literatur, aber auch durch mannigfache Querverbindungen zu den modernen Fremdsprachen zu illustrieren. — Der zweite Abschnitt (§§ 63–67) bezieht sich auf die persönlichen Fürwörter, darunter die alten Dualformen „eß“ und „enk“; Kapitel 3 und 4 (§§ 68–91) auf die Zeitwörter. Der letzte Abschnitt (§§ 92–98) handelt noch kurz von den „übrigen Theilen der Rede“ (u. a. Artikel, Negation, einige besondere Partikeln). — Matthias Höfer schuf mit dieser Schrift, die auch in Adelungs „Mithridates“¹⁰³ lobende Anerkennung fand, als einer der ersten eine wertvolle Einführung in die oberösterreichische Dialektkunde, die das wissenschaftliche Verständnis seines Hauptwerkes, des ‚Etymologischen Wörterbuches‘, in vielem erleichtern sollte.

3. Das etymologische Wörterbuch

Das Erscheinen dieses dreibändigen österreichischen Idiotikons war ein gewichtiger Beitrag zur Erforschung der deutschen Regionalsprachen, regte doch bereits u. a. Friedrich Schlegel in dem von ihm in Wien herausgege-

101) A. a. O., S. 56.

102) Ebd. — Als Beispiele für die „dreyfache Sprech-Art“ („hochdeutsch“ — „bürgerlich“ — „pöbelhaft“) seien aus dem anschließenden Abschnitt (§ 34) angeführt: „Erchttag, Erchttag (dinstag)“ — „Erta“ — „Eritag“; „Hemd“ — „Hemet“ — „Pfaid“; „Frau“ — „Weib“ — „Wei“. Vgl. auch Höfer, Wörterbuch, Bd. 1, S. 184; Bd. 2, S. 44; Bd. 3, S. 275 f. — Zur Ergänzung bzw. Berichtigung von Höfers Deutungen vgl. bes. Eberhard Kranzmayer, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Osterreich (= Arbeiten zur bayerisch-österreichischen Dialektgeographie, 1. Heft), Wien - München 1929, S. 25–41 u. 74–76 (Ergetag); ders., Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes, Wien 1956, § 24 b; ders., Die bairischen Kennwörter und ihre Geschichte, Wien 1960, § 8, 10 u. ö. (Ergetag); ferner Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 133 ff.

103) Vgl. J. Chr. Adelung, Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten, 3 Teile, Berlin 1806/12, 2. Teil, S. 210. Es heißt hier: „Die Eigenheiten dieser [österreichischen, K. K.] Mundart, besonders in der Aussprache, schildert in grammatischer Ordnung sehr gut: Matthias Höfer's Volkssprache in Oesterreich, vorzüglich ob der Enns, Wien, 1800, 8.“

benen „Deutschen Museum“¹⁰⁴ ein solches Werk an. Schon Johann Heinrich Voß hatte durch seine plattdeutschen „Gedichte“ (1785/95) der Mundartdichtung neuen Aufschwung verliehen, ebenso erlangte Johann Peter Hebel mit seinen „Alemannischen Gedichten“ (1803) große Popularität¹⁰⁵. Unter den zahlreichen Beiträgen zur Kenntnis der deutschen Mundarten, die zur Zeit der Romantik teils als selbständige Werke, teils in Zeitschriften erschienen, ragen im schweizerisch-süddeutschen Raum vor allem noch Franz Josef Stalders „Versuch eines schweizerischen Idiotikons“ (2 Bde., Aarau 1812) hervor, ferner Johann Christoph von Schmidts „Versuch eines schwäbischen Idiotikons“ (Berlin u. Stettin 1795) und Zaupers „Versuch eines baierischen und oberpfälzischen Idiotikons. Nebst grammatikalischen Bemerkungen über diese zwei Mundarten“ (München 1789). Für den speziellen Wiener Raum gab es damals noch das kleine Wiener Wörterbuch „Mundart der Österreicher oder Kern ächt österreichischer Phrasen und Redensarten von A bis Z“ (Wien 1811) von Ignaz von Sonnleithner¹⁰⁶, außerdem die interessante Abhandlung über den Einfluß der Fremdwörter auf die österreichische Mundart im „Deutschen Museum“¹⁰⁷. Erst viel später stellte Nikolaus Huber eine Bibliographie zur „Literatur der Salzburger Mundart“ (Salzburg 1878)¹⁰⁸.

Wie groß der Widerhall von Höfers ‚Etymologischem Wörterbuch‘ war, zeigt u. a. die umfangreiche Rezension dieser Arbeit in der angesehenen „Wiener Allgemeinen Literaturzeitung“ aus dem Jahr 1815¹⁰⁹, wo es einleitend heißt:

„Der so lange und vielfach geäußerte Wunsch eines tüchtigen österreichischen Idiotikons wird endlich durch die Erscheinung des vor uns liegenden Werkes, wenn nicht gänzlich, doch größtenteils erfüllt, und der Verfasser hat den schon vor 15 Jahren durch seine Vorarbeit (*Die Volkssprache in Oesterreich vorzüglich ob der Enns, Wien 1800*) erregten Erwartungen, die ihn vor allen zu diesem Unternehmen geeignet bezeichneten, entsprochen. Durch seine Lage im Traun-

104) Vgl. Friedrich Schlegel, Über ein österreichisches Idiotikon. Anmerkung des Herausgebers. In: Deutsches Museum, hg. v. Friedrich Schlegel, Bd. 2 (Wien 1812), S. 343–347.

105) Vgl. auch Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 491.

106) 2., verm. Aufl. (mit besonderer Berücksichtigung Wiens) unter dem Titel „Idioticon Austriacum, das ist: Mundart der Oesterreicher, oder Kern ächt österreichischer Phrasen und Redensarten. Von A bis Z“, Wien 1824.

107) Vgl. K. Fischer, Von dem Purismus der österreichischen Mundart. Aus einer ungedruckten Dialektologie. In: Deutsches Museum, a. a. O., Bd. 4 (Wien 1813), S. 454–478.

108) 2., verb. u. verm. Aufl. mit dem Titel „Die Literatur der Salzburger Mundarten. Eine bibliographische Skizze“. In: Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 40 (1900), S. 67–102.

109) Nr. 69 (29. 8.), Sp. 1085–1097; Nr. 94 (24. 11.), Sp. 1501 f., und Nr. 95 (28. 11.), Sp. 1503–1507.

viertel, an der steyermärkischen Gränze, in der Nachbarschaft von Bayern, ward es ihm weit leichter als irgend einem andern, in der Residenz oder einem entlegeneren Orte der Monarchie wohnenden Sprachforscher, aus dem Munde des Volkes den Stoff seines Werkes zu sammeln und dasselbe nicht nur als österreichisches Idiotikon möglichst zu vervollkommen, sondern selbst zur höheren Stufe eines oberdeutschen Idiotikon, worin auch steyermärkische und bayerische Sprecharten das Bürgerrecht haben, zu erheben.“¹¹⁰

Was der anonyme Rezensent im Sinne Gottscheds und Adellungen dem gelehrten Benediktiner jedoch vorwirft, ist nicht etwa der Mangel an Vollständigkeit, sondern der Umstand, daß der Autor neben den landschaftsgebundenen Wörtern und Ausdrücken eine „Menge rein hochdeutscher“ aufgenommen hat, ohne beide Gruppen klar voneinander abzugrenzen. Dadurch entstehe allgemein der Eindruck, daß die „verwerflichen Provincialismen in Wort und Schrift eben so gut gebraucht werden können als jene hochdeutschen Wörter und Ausdrücke.“¹¹¹ Matthias Höfer, der nicht nur J. S. Valentin Popowitsch' Sprachtheorie kennt¹¹², sondern hier auch offensichtlich weiterführt, scheint eine derartige Auffassung tatsächlich nahelegen, wenn er in der „Vorrede“ seines Werkes schreibt:

„In Ansehung der hochdeutschen und meißnischen Mundart haben schon mehrere die gute und richtige Anmerkung gemacht, die ich anfangs zu wenig überdacht hatte; daß nämlich Oberdeutschland überhaupt nur die Schreibart der Sachsen als ein Muster der eigenen angenommen hat. Aus diesem folget nun freylich nicht, daß das Sächsische plathin für das Hochdeutsche gilt: oder daß man die verschiedenen Ausdrücke und Benennungen der Dinge nur aus einem fremden Boden herholen soll, wenn man zu Hause selbst eben so gute und manchesmal vielleicht noch bessere hat; noch weniger aber, daß die dortigen Provinzialausdrücke ein Gesetz für ganz Deutschland werden sollten. In Sachsen spricht man die Asche, die Butter, die Fahne, der Gürtel, der Koth, der Tau etc. Hier hingegen der Aschen, der Butter, der Fahn, die Gürtel, das Koth, das Thau. Ich kannte einen Pedanten, der sich schämte, mit uns noch Ribisel, Indianische Henne etc. zu sagen: weil man in Sachsen Johannisbeere und Truthuhn spricht; obwohl unsere eigenen Ausdrücke gewiß besser und bestimmter sind.“¹¹³

Höfers kategorische Behauptung wurde durch die weitere Entwicklung des Hochdeutschen eindeutig widerlegt. Gewiß hat eine Erörterung dieser Sprachprobleme mit der etymologischen Forschung im eigentlichen Sinn nur wenig zu tun, doch stoßen hier zwei gegensätzliche Positionen aufeinander, die des Mundartforschers und die der Sprachnormer, welche auch der Etymologe nicht gänzlich außer acht lassen kann. Trotz seiner grundsätzlich volksbildnerischen Einstellung wird der Autor heftig kritisiert,

110) A. a. O., Nr. 69, Sp. 1085.

111) A. a. O., Sp. 1085 f. — Vgl. z. B. den Terminus „feisten“ (Höfer, Wörterbuch, Bd. 1, S. 208). — Vgl. auch Friedrich Schlegel, Über ein österreichisches Idiotikon. Anmerkung des Herausgebers, a. a. O., S. 345 f.

112) Vgl. Höfer, Wörterbuch, Vorrede, § 17.

113) A. a. O., § 4.

„wenn er wider die Volksschriftsteller eifert, die zum Volke statt des landschaftlichen reines Deutsch sprechen, und wenn er aus solcher tadelnswerther Vorliebe für Idiotismen häufig in eine solche Verkehrtheit des Geschmacks verfällt, daß er die niedrigsten und unedelsten Ausdrücke als gut und brauchbar aufführt und sich z. B. wundert, warum denn ein so treffendes Wort als *Eiterbatzen* nicht in der Schriftsprache gang und gäbe sey.“¹¹⁴

Der Rezensent vertritt in dieser Frage eine auch heute noch gültige Auffassung, da er hinsichtlich der Erweiterung des Wortschatzes der Schriftsprache meint:

„Dieselbe kann zweifelsohne noch aus dem Schatze der Mundarten, so der oberdeutschen wie der niederdeutschen bereichert werden, aber nur mit der größten Umsicht und Strenge der Auswahl, nur bey wirklich vorhandenem Mangel eines ganz so entsprechenden Ausdrucks und nie auf Kosten des Geschmacks durch die Aufnahme niedriger Onomatopoen.“¹¹⁵

Man wird dem Kritiker auch recht geben, wenn er das Arbeitsgebiet des Mundartforschers und Etymologen von den Methoden eines Volksbildners streng getrennt wissen will:

„Jedes landschaftliche Wort hat Interesse für den Etymologen, aber nicht für den Schriftsteller, der aus diesem Gemengsel von Heu und Streu nur wenige geworfelte Körner nützlich verwenden kann, und ein Idiotikon ist kein Modemagazin von durchaus gleich tragbaren Kleidungsstücken der Sprache, sondern vielmehr eine Kleiderkammer veralteter oder nur bäuerischer Trachten, die ganz außer Gebrauch oder dem Volke überlassen, dem Schriftsteller, der weder in einer alterthümlichen noch bäuerischen Tracht, sondern als Mann von Lebensart und Geschmack gekleidet auftreten soll, höchstens theilweise oder nur als Larve (wie z. B. dem Eipeldauer) zu Gesichte stehen können.

Ein Idiotikon ist mehr Hilfsmittel für den Fremden als Fundgrube für den Eingebornen, und nur aus jenem Gesichtspuncte betrachtet läßt sich die Aufnahme solcher Wörter, die nichts als eine verderbte landschaftliche Aussprache reindeutscher Wörter sind, allenfalls rechtfertigen, während in ein reines Idiotikon (wie dies schon im deutschen Museum sehr treffend und wahr auseinandergesetzt worden) eigentlich nur solche aus fremden Sprachen eingewanderte oder ursprünglich altdeutsche Wörter gehören, die in der Schriftsprache heute gar nicht mehr gebräuchlich sind.“¹¹⁶

Zu einer Zeit, da Freiherr von Hammer-Purgstall in Wien mit seinen orientalischen Studien Aufsehen erregt, vertritt auch der Rezensent die heute z. T. wohl überholte Auffassung, daß für die etymologische Erforschung der österreichischen Mundarten die Kenntnis des Persischen „als der allen deutschen Mundarten als Schwester zunächst verwandten unumgänglich nothwendig“ sei, finde sich doch darin „allein die wahre Abstammung einer Menge landschaftlicher und veralteter Wörter“¹¹⁷. Mat-

114) Wiener Allgemeine Literaturzeitung, a. a. O., Sp. 1086.

115) Ebd. — Vgl. auch Moser, Deutsche Sprachgeschichte, S. 139 ff., 175 ff., 184 ff., 199 ff.

116) Wiener Allgemeine Literaturzeitung, a. a. O., Sp. 1086 f.

117) Ebd., Sp. 1087. — Vgl. auch Sp. 1091 ff. u. 1501 ff.

tias Höfer stand für seine Untersuchungen neben dem Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen die Kenntnis der Nachbarsprachen, vor allem der slawischen, sowie des Hebräischen als einziger orientalischer Sprache zwar nur in beschränktem Maß zur Verfügung, dennoch steuerte er nach Ansicht des Kritikers „seinen Nachen meistens glücklich durch alle Untiefen der Etymologie“¹¹⁸. Bei der lexikalischen Erfassung vieler regionalgebundener Ausdrücke aus dem Gesamtbereich der Naturgeschichte und ihrer nach den Linnéschen Prinzipien vorgenommenen Darstellung fand Höfer in seinem Freund und Mitbruder P. Benno Waller (1758–1833) einen äußerst wertvollen Mitarbeiter¹¹⁹. Der Rezensent bemerkt jedoch mit Recht¹²⁰, daß diese fachgemäße Beschreibung einheimischer Vögel, Fische und Pflanzen, streng genommen, nicht in ein derartiges Idiotikon gehörten. Abgesehen davon, daß hochdeutsche Wörter wie *Aal*, *Abfahrtsgeld*, *Abhandlung*, *Adel*, *Aehren*, *Alpen*, *Alraun*, *Amtmann*, *Apfel*, *Art* u. s. w., hier fehl am Platz seien, füge der Autor mitunter auch recht überflüssige Anmerkungen hinzu, wie etwa die zum Wort „Aal“¹²¹. Der Kritiker verwirft den größten Teil jener Etymologien, die Höfer aus dem Hebräischen ableitet, da „nicht bloß die Wurzelbuchstaben ohne Rücksicht darauf, ob sie wirklich miteinander verwandt sind oder nicht, miteinander verwechselt, sondern oft ganz willkürlich weggeworfen und beseitigt werden.“¹²² Stattdessen weist er — als Ergebnis der neuen indogermanischen Sprachforschung — auf die häufigen indogermanischen Sprachwurzeln vieler deutscher Wörter hin, die Höfer noch nicht erkannte¹²³. Die Ableitungen aus dem Englischen und anderen mit dem Deutschen näher verwandten germanischen Sprachen läßt der Rezensent hingegen gelten, wie er überhaupt schließlich zur Ansicht gelangt, daß die „guten Eigenschaften“ dieses Werkes die Mängel „bey weitem“ überwiegen. Er drückt darum auch den Wunsch aus, daß

„schneller Absatz der ersten Auflage dieses nützlichen Buches, das gegen 4000 Wörter erklärt, den Hrn. Verfasser, dem dafür in jeder Hinsicht der Dank jedes seine Sprache liebenden Oesterreichers gebührt, bald in den Stand setzen möge, von diesen und anderen Zusätzen in einer zweyten, vermehrten Ausgabe Gebrauch zu machen!“¹²⁴

Der württembergische Superintendent und Sprachforscher Johann Christoph von Schmid (1756–1827), Autor des ersten schwäbischen Idiotikons, äußerte sich ebenfalls recht positiv über die ersten beiden Bände von Höfers Wörterbuch. Mit Bezug auf die Vorbereitung einer zweiten, umgear-

118) A. a. O., Sp. 1087.

119) Vgl. Höfer, Wörterbuch, Vorrede, § 1. — Vgl. dazu auch Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 122, und Kellner, Profeßbuch, S. 357 f.

120) A. a. O., Sp. 1087.

121) Ebd. — Vgl. auch Höfer, Wörterbuch, Bd. 1, S. 1 f.

122) A. a. O., Sp. 1092.

123) Näheres zur Geschichte der wissenschaftlichen Sprachvergleichung u. a. bei Moser, Deutsche Sprachgeschichte, S. 32 ff. u. 69 ff.

124) A. a. O., Sp. 1501 u. 1507.

beiteten und stark vermehrten Auflage seines eigenen Werkes¹²⁵, richtet er am 6. Juli 1815 aus Ulm folgendes Schreiben an den österreichischen Benediktiner (Abb. 3 u. 4):

„Euer Hochwürden

kann ich nicht umhin, für die mancherlei Belehrungen zu danken, die ich aus Ihrem gelehrten und lehrreichen Wörterbuche geschöpft habe, besonders aber auch dafür, daß Sie nie in den absprechenden, wegwerfenden Ton verfallen sind, der ein Schandmal des Gelehrtenstandes ist und, mit Recht, besonders den Grammatikern vorgeworfen wird. Wie sehr ich ihr Werk benützt habe, werden Sie aus meinem schwäbischen Idiotikon sehen, welches, ganz umgearbeitet und zu einer Stärke von vielleicht vier Alphabeten angewachsen, so bald erscheinen wird, als ich einen billigen Verleger dazu finde.

Außer der Bezeugung der Hochachtung gegen den Verfasser eines so gelehrten und mit Sorgfalt bearbeiteten Werks hat dieses Schreiben auch die Absicht, Sie zu bitten, an das Ende desselben ein alphabetisches Register solcher Wörter anzuhängen, die unter ganz anderen Wörtern als Synonyme erörtert und etymologisiert worden sind. Es würde dadurch der Gebrauch des Wörterbuchs ungemein erleichtert werden. Wenn Sie einiges Interesse haben, zu wissen, was von der neuen Ausgabe des schwäbischen Idiotikons zu erwarten ist, so belieben Sie das 34ste Stück der Alterthums-Zeitung von Gräter, die für das deutsche Alterthum manches Wichtige und Behrende enthält, nachzusehen.

Ich habe die Ehre, mit ganz reiner, absichtsloser Hochachtung zu seyn
Euer Hochwürden

gehorsamster Diener

J. C. Schmid

Prälat u. General Superintendent.

P. S.

So eben fällt mir *Litlohn* in die Augen. Mir scheint es so viel zu seyn als Trinkgeld. Bekanntlich bezieht sich eine große Menge von Ausdrücken auf die Neigung der Deutschen zum Trinken. Daß das Wort dann überhaupt für Dienstlohn gebraucht wurde, steht dieser Ableitung wohl nicht im Wege. Wird der dritte Theil wohl das ganze Werk schliessen? Es sind noch Buchstaben übrig, r, s, v, die sich in allen deutschen Wörterbüchern sehr sperren.“¹²⁶

Im Zusammenhang mit Schmid's Brief findet sich in der Stiftsbibliothek Kremsmünster auch ein Autograph Höfers, ohne Datum und Unterschrift

- 125) Die 1. Auflage, „Versuch eines schwäbischen Idiotikons“, erschien im 9. Band von Friedrich Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ (12 Bde., Berlin - Stettin 1783/96) und gesondert in Berlin und Stettin 1795. Schmid betrachtete es als seine Lebensaufgabe, den „Versuch“ zu einem „Wörterbuch“ auszugestalten. Nach fünfmaligem Umarbeiten war das Werk abgeschlossen, doch der Verfasser starb. Vier Jahre nach Schmid's Tod erschien die Arbeit unter dem Titel „Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen“ (Stuttgart 1831). — Vgl. dazu Allgemeine Deutsche Biographie, 31. Bd. (Leipzig 1890), S. 673 f., und Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon, 9. Aufl., Bd. 12 (Leipzig 1847), S. 706.
- 126) Das Original dieses bisher unveröffentlichten Briefes befindet sich in der Stiftsbibliothek Kremsmünster als Beilage zu CCn 71. — Hier wie im folgenden zeigt Kursive Unterstreichung an. —

und mit zahlreichen Verbesserungen versehen. Offensichtlich handelt es sich dabei um den Entwurf einer Antwort an Schmid. Da in diesen Zeilen der Charakter des Schreibers recht spontan zum Ausdruck kommt, lassen wir sie hier in vollem Wortlaut folgen (Abb. 5 u. 6):

„Würdigster Hr. Pr. u. Gen. Superint.

Es hat mich ungemein erfreuet, von einer so schätzbaren Hand mit einem Schreiben beehrt zu werden, worin Zufriedenheit u. Beyfall in Betreff meines Wörterb. so gütig ausgedrückt wird. Das ist wirklich der einzige Lohn, den uns die Buchhändler nach einer langwierigen Arbeit gern überlassen. Der 3te. oder letzte Band hat bereits vorige Woche die Presse verlassen. Am Ende ist ein Verzeichniß aller jener Wörter, welche in den 3 Theilen erklärt worden sind. Ferner für die Naturgeschichte, ein Verzeichniß Linnéischer Benennungen, mit Trivialnahmen. Das Wort *Litlohn*¹²⁷ scheint mir keinen Bezug zu haben auf *Lit*, ein Getränk, besonders da der *Litlohn* nicht willkürliches Geschenk, sondern vertragmäßige Gabe ist, womit der Arbeiter sein täglich Brod gewinnen will. Wir unterscheiden beyde Bedeutungen in *Lit-lohn* und *Lit-geb*, selbst durch die Aussprache. In einer gewissen Stelle muß ich um gütige Nachsicht bitten. Bey dem Wort *Schwab*¹²⁸ ist etwas dareingekommen, das mir wirklich selbst nicht lieb ist. Es ist geschrieben worden nach der Ankunft, den Plünderungen und Erpressungen der Würtenberger. Sie, denen wir nie Anlaß zu Feindseligkeiten gaben, haben sich dennoch als blosser Trabanten der Franzosen so betragen, daß sie allgemeinen Haß und Abscheu mit sich heimtrugen¹²⁹. Jetzt hat sich freylich das Verhältniß in etwas geändert. Leben Sie, Verehrtester H. Pr., bis in die spätesten Jahre immer im besten Wohl!“¹³⁰

Wenn Höfers etymologische Darlegungen im einzelnen schon damals stark kritisiert wurden, so förderte doch gerade seine Verbindung von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung teilweise recht brauchbare Ergebnisse zutage und führte im Zeitalter der Romantik erstmals in Österreich zu einer beachtenswerten Hochschätzung der regionalen Mundarten als dem eigentlichen und unerschöpflichen Mutterboden einer übergeordneten Hochsprache¹³¹. Für die bahnbrechenden Forschungen Andreas Schmellers u. a.¹³² wurde dadurch wichtige Vorarbeit geleistet.

IV. Jacob Grimms Brief an Matthias Höfer

Welche Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Leistung Matthias Höfers in der Frühzeit der Germanistik beigemessen wurde, zeigt auch das

127) Vgl. Höfer, Wörterbuch, Bd. 2, S. 215.

128) Vgl. Höfer, Wörterbuch, Bd. 3, S. 120–122.

129) Vgl. dazu auch Benedikt Pitschmann, Die Franzosen in Kremsmünster (1800 bis 1801). In: StudMittOSB 78 (1967), S. 168–274, bes. 207.

130) Stiftsbibliothek Kremsmünster, CCn 71, Beilage.

131) Vgl. auch Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 491 f., und Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 91 ff.

132) Vgl. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 4 Bde., Stuttgart - Tübingen 1827/37; ferner Nagl - Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 3, S. 89 ff.

Interesse Jacob Grimms an dem Kremsmünsterer Konventualen, den dieser zwar nie persönlich, wohl aber aus dessen Werken kennenlernte. Ein politisches Ereignis von europäischem Rang führte damals den jungen Kasseler Gelehrten nach Österreich und erleichterte so die Kontaktnahme.

1. Grimms Aufenthalt in Wien

Als Jacob Grimm anlässlich des Wiener Kongresses als Legationssekretär des Grafen Keller, des kurhessischen Ministers und Gesandten bei den hohen Mächten, vom 27. September 1814 bis gegen Ende Mai 1815 in der österreichischen Hauptstadt weilte, galt sein besonderes Augenmerk den dortigen Archiven, dem Studium der österreichischen Mundarten, dem Hanswursttheater und der österreichischen Volksdichtung. Sein häufiger Besuch der Hofbibliothek brachte manch bemerkenswerten Fund mittelhochdeutscher Dichtung ans Tageslicht. In Wien konnte er auch die von dem vermögenden Privatgelehrten v. Laßberg erworbene Hohenemser Nibelungen-Handschrift (C) einsehen. Hier verfaßte er zudem einige kleinere Aufsätze für die „Altdeutschen Wälder“ sowie für die von Fischer 1814 und 1815 redigierten „Friedensblätter“ und gab einen Band altspanischer Romanzen, „Silva de romances viejos“ (Wien 1815), heraus¹³³.

Die volkskundlichen Forschungen Jacob Grimms fanden durch seine Bekanntschaft mit den Wiener Romantikern des „Strobelkopf“-Kreises wertvolle Anregung¹³⁴. Diese Tafelrunde mit der Bezeichnung „Das Kränzchen“ wurde wahrscheinlich nach dem Vorbild der Berliner christlich-deutschen Tischgesellschaft von den nach Wien zugezogenen Konvertiten Adam Müller und Friedrich Schlegel gegründet¹³⁵. Sie bestand offiziell zwar nur von 1813 bis Ende 1814, aber ihre Mitglieder, darunter Eichendorff, Clemens Brentano, die Maler Philipp Veit und Friedrich Klinkowström, Hofrat Baron Penkler, Hofsekretär Josef v. Pilat, die Brüder Passy und viele andere aus dem Kreis um Clemens Maria Hofbauer, kamen auch weiterhin in dem kleinen romantischen Bierhaus „zum Strobelkopf“ zusammen. Nach Anton v. Maily war das düstere langgestreckte Gewölbe, das seine Glanzzeit während des Kongresses erlebte, „eine Art Börse für den Handel von Antiquitäten, Büchern, Handschriften u. dgl. idealen Gütern.“¹³⁶ Hier

133) Vgl. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hg. v. Hermann Grimm und Gustav Hinrichs. 2., verm. u. verb. Aufl., besorgt v. Wilhelm Schoof, Weimar 1963, S. 343–445, bes. 392 (Br. Nr. 128).

134) Zum Folgenden vgl. u. a. Anton v. Maily, Die Wiener Märchengesellschaft (Eine vergessene Wiener Literaturreunde). In: Österreichische Rundschau 4 (1938), S. 27–30; ferner Leopold Schmidt, Die Brüder Grimm und der Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde. In: Brüder Grimm Gedenken 1963. Gedenkschrift zur 100. Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm. Gemeinsam mit Gerhard Heilfurth hg. v. Ludwig Denecke u. Ina-Maria Greverus, Marburg 1963, S. 309–331.

135) Vgl. Maily, a. a. O., S. 28.

136) Ebd.

Abbildungen

Fotos: Erich Widder, Linz/D

Carlsruhe den 2^{ten} Junij 1815.

Geehrter Herr!

Es hat sich eine Gesellschaft gestiftet, welche durch ganz Deutschland ausgebreitet werden soll, und zum Ziele nimmt, alles, was unter dem gemeinen deutschen Landvolke von Lied und Sage vorhanden ist, zu retten und zu sammeln. Noch ist unser Vaterland aller Enden ausgestattet mit diesem Gut, das unsere ehrliche Vorfahren auf uns fortgepflanzt, das allem Spott und Hohn, womit es beworfen worden, zum Troß, im Verborgenen, seiner eigenen Schöne unbewußt, fortlebt, und seinen unverwüßlichen Grund allein in sich selber trägt. Ohne es genauer zu erforschen, vermögen weder unsere Poesie, noch Geschichte, noch Sprache in ihren alten und wahrhaftigen Ursprüngen ernstlich verstanden zu werden. Wir lassen es uns in dieser Absicht angelegen seyn, nachstehende Gegenstände fleißig aufzuspüren und treulich aufzuschreiben:

- 1) Volkslieder und Reime, die bei unterschiedlichem Jahresanlaß, an Festen, in Spinnstuben, auf Tanzböden und während der verschiedenen Feldarbeit gesungen werden; zunächst solche, die epischen Inhalts sind, d. h. worin eine Begebenheit vorgeht; wo möglich mit ihren Worten, Weisen und Tönen selbst.
- 2) Sagen in ungebundener Rede, ganz besonders sowohl die vielfachen Ammen- und Kindermährchen von Riesen, Zwergen, Ungeheuern, verwünschten und erlösten Königskindern, Teufeln, Schätzen und Wünschelungen, als auch Localsagen, die zur Erklärung gewisser Örtlichkeiten (wie Berge, Flüsse, Seen, Sümpfe, zertrümmerte Schlösser, Thürme, Steine und alle Denkmäler der Vorzeit sind) erzählt und gewußt werden. Auf Thierfabeln, worin zumeist Fuchs und Wolf, Hahn, Hund, Kaße, Frosch, Maus, Rabe, Sperling. ic. auftreten, ist sonderlich zu achten.
- 3) Lustige Schalksnechtsstreiche und Schwänke; Puppenspiele von altem Schrot, mit Hauswurst und Teufel.
- 4) Volksfeste, Sitten, Bräuche und Spiele; Feierlichkeiten bei Geburt, Hochzeit und Begräbniß; alte Rechtsgewohnheiten, sonderbare Zinsen, Abgaben, Landeserwerb, Grenzberichtigung. ic.
- 5) Aberglaube von Geistern, Gespenstern, Hexen, guter und böser Vorbedeutung; Erscheinungen und Träume.
- 6) Sprichwörter, auffallende Redensarten, Gleichnisse, Wortzusammensetzungen. —

Es ist vor allem daran gelegen, daß diese Gegenstände getreu und wahr, ohne Schminke und Zuthat, aus dem Munde der Erzählenden, wo thunlich in und mit deren selbsteigenen Worten, auf das genaueste und umständlichste aufgefaßt werden, und was in der lebendigen örtlichen Mundart zu erlangen wäre, würde darum von doppeltem Werthe seyn, wiewohl auf der andern Seite selbst lückenhafte Bruchstücke nicht zu verschmähen sind. Denn es können alle Abweichungen, Wiederholungen und Recensionen einer und derselben Sage im Einzelnen wichtig

Für Professoren

Es ist nicht selten, daß die unvollständigen Leistungen in
einer Sache, die in sich selbst schon geschlossen in sich selbst
steht, sich nicht nur auf sich selbst, sondern auch in
in die abgeleiteten, angeordneten, zu stellen sind,
wie in der Natur und in der Wissenschaft ist, und nicht
besteht die Gesamtheit zusammen, wie die in
ist die Welt bewußt, was, was die in einem
wissenschaftlichen, wie, wie, und unvollständig
und in einer Weise von selbst ein Alphabet aus
geworden, so wie es sein wird, so wie es sein
wird, so wie es sein wird.
Die in der Wissenschaft, die in der Wissenschaft, gegen die in der
sich selbst, und mit dem Selbst, wie die in der
selbst, wie die in der, die in der, an

Die in der Wissenschaft, die in der Wissenschaft, gegen die in der
sich selbst, und mit dem Selbst, wie die in der
selbst, wie die in der, die in der, an



Ich sende Ihnen ein altes Manuscript, das ich in Paris gefunden habe. Es enthält eine Geschichte von dem Leben des Königs von Frankreich, die ich für Sie sehr interessant finde. Sie werden es mit Interesse lesen. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird.

Das Manuscript ist sehr interessant und enthält viele Nachrichten über das Leben des Königs von Frankreich. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird. Sie werden es mit Interesse lesen. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird.

Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird. Sie werden es mit Interesse lesen. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird.

Herrn Hofrath

Wien d. 12. 1815.

Wolfgang von Goethe
H. E. Goethe
Königliche Hofbibliothek

Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird. Sie werden es mit Interesse lesen. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird.

Das Manuscript ist sehr interessant und enthält viele Nachrichten über das Leben des Königs von Frankreich. Ich habe es Ihnen mitgebracht, weil ich glaube, dass es Ihnen sehr nützlich sein wird.

In einem gewissen Maße muß ich um gütigen Rat nicht
bitten. Bei dem Worte Djwab ist etwas ^{damit gekommen} enthalten,
das mir wirklich gelöst nicht hat ist. Ich ist ^{gekommen} geblieben
word auf der Anknüpfung, die Hindernisse in. ^{Erzählung}
da der Belinterbrogger. Bis, denn wir mir auch 3
zu Freiwilligkeiten gegeben haben, haben sich Stumpf als
bloßen Trabant der franzosen, mit zu betragen,
daß sie allemoines zaf u. allemoines mit sein
tragen. Sie hat mit erzählt das Verfahren in
etwas geräumter. Es ist die Hand schreiben h. von bis
in die geäußerten Jahre immer in besten Verhoff!

faßte Jacob Grimm auch den Entschluß, eine Märchengesellschaft zu gründen, über deren Bildung er zum erstenmal in einem Brief vom 31. Dezember 1814 an seinen Bruder Wilhelm berichtet¹³⁷. Die beiden hatten damals bereits den zweiten Band ihrer „Haus- und Kindermärchen“ herausgebracht, und Jacob erhoffte sich durch die neue volkskundliche Institution eine möglichst weitgestreute Erfassung des einschlägigen Materials. Am 18. Jänner 1815 schreibt er abermals an Wilhelm, daß seine Gesellschaft „glücklich und aufs Förmlichste“ zustande gekommen sei, und er erwarte davon „auf den schlechtesten Fall selbst mehr wichtige Beiträge“, als sie „sonst je zusammengebracht hätten“¹³⁸. Jacob Grimm verfaßte zu diesem Zweck ein eigenes Zirkularschreiben (unzulänglich auch „Märchenbrief“ genannt), das anfangs Februar 1815 die Presse verließ. Dieses schickte er von Wien aus an fünfzig kompetente Gelehrte, während Wilhelm für dessen Verbreitung in Deutschland sorgen sollte¹³⁹. Da Jacob Grimm durch die Subskription und den Ankauf von Höfers Wörterbuch dessen Interesse an Mundartforschung und Volkskunde kannte¹⁴⁰, sandte er seinen Rundbrief, dem er ein persönliches Schreiben beifügte, auch an den oberösterreichischen Benediktiner. Das Zirkular trägt das handgeschriebene Datum vom 2. Juni 1815 und wurde zugleich mit einem Sonderdruck der Ausgabe des Hildebrandliedes und des Wessobrunner Gebets, die von beiden Brüdern gemeinsam stammt¹⁴¹, von Kassel aus abgeschickt. Die Stiftsbibliothek von Kremsmünster ist in der glücklichen Lage, neben dem wertvollen Grimm-Brief an Matthias Höfer auch das nur mehr in wenigen Exemplaren vorhandene Rundschreiben zu besitzen. Im großen und ganzen erweist es sich als eine ergänzte „Aufforderung an die gesamten Freunde der deutschen Poesie und Geschichte“¹⁴², die Jacob auf Brentanos Bitte hin

137) Vgl. Schoof (Hg.), Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, S. 392 (Br. Nr. 128).

138) A. a. O., S. 403 (Br. Nr. 131).

139) Ebd. — Das Originalzirkular besteht aus einem Bogen griffigen weißen Papiers mit Wasserzeichen, Quartformat (24,5 x 19,5 cm); die ersten zwei Seiten sind bedruckt, die beiden letzten leer.

140) Vgl. Schoof (Hg.), Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, S. 362 (Br. Nr. 117).

141) Der genaue Titel des Werkes lautet: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand um das Weißenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm.“ Cassel, Thurneisen 1812. — Auf der unteren Hälfte der Titelseite dieses Sonderdrucks findet sich ein (vermutlich von Höfer selbst) aufgeklebtes Etikett mit folgender autographischer Notiz über die Herkunft der Schrift: „Ist mir von Hessen Kassel verehrt worden. Matth. Höfer.“

142) Zit. nach Mailly, a. a. O., S. 28. — Vgl. auch Denecke, Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm, S. 64 f., und bes. Gunhild Ginschel, Der junge Jacob Grimm 1805–1819 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen d. Sprachwissenschaftl. Kommission, Nr. 7), Berlin 1967, S. 35 ff., 212 ff. u. ö.

1811 verfaßte. Da dieser Zirkularbrief schon in den 7. Band von Jacob Grimms „Kleineren Schriften“ (8 Bde., Berlin 1864/90) aufgenommen wurde¹⁴³, können wir uns hier auf die Wiedergabe der wesentlichsten Punkte seines Inhalts beschränken. Einleitend schreibt der Verfasser von der Gründung einer Gesellschaft, die „durch ganz Deutschland ausgebreitet werden soll, und zum Ziele nimmt, alles, was unter dem gemeinen deutschen Landvolke von Lied und Sage vorhanden ist, zu retten und zu sammeln.“¹⁴⁴ Ohne Kenntnis dieser verborgenen Schätze nationaler Eigenständigkeit sei es unmöglich, „weder unsere Poesie, noch Geschichte, noch Sprache in ihren alten und wahrhaftigen Ursprüngen“¹⁴⁵ richtig zu verstehen. Möglichst unverfälscht sollten daher u. a. Volkslieder und Reime, Sagen und Märchen, Tierfabeln, Streiche und Schwänke, Puppenspiele, alte Volksbräuche bei Geburt, Hochzeit und Begräbnis sowie zu den Jahresfesten, abergläubische Meinungen, Sprichwörter, ja sogar besondere Redensarten gesammelt und „getreu und wahr, ohne Schminke und Zuthat, aus dem Munde der Erzählenden, wo thunlich in und mit deren selbst-eigenen Worten“¹⁴⁶ aufgezeichnet werden. Auch Bruchstücke, Abweichungen, Wiederholungen und Rezensionen über ein und denselben Gegenstand sind für Jacob Grimms Forschungsvorhaben von Bedeutung. Er ist überzeugt, daß eine „vertrautere Bekanntschaft mit dem Gehalte dieser Volkspoesie[. . .] über vermeintlich einfältige, rohe und gar abgeschmackte Züge derselben allmählig bescheidener urtheilen lehren“ werde¹⁴⁷. Obwohl Volkspoesie eigentlich überall anzutreffen sei, sind dennoch „vor großen Städten die Landstädte, vor diesen die Dörfer, unter den Dörfern aber allermeist stille, unbefahrene, in Wald und Gebirg liegende damit begabt und gesegnet“¹⁴⁸. Zudem ist sie „bei gewissen Ständen, als Hirten, Fischern, Bergmännern“ stärker vertreten als anderswo, wie überhaupt vor allem „alte Leute, Frauen und Kinder, welche sie frisch ins Gedächtniß empfangen haben“¹⁴⁹, danach zu befragen seien. In der festen Zuversicht, daß der Adressat von der Dringlichkeit dieses Anliegens überzeugt sei, wurde er als Mitglied der eben konstituierten Gesellschaft ausersehen und sollte in ihrem Auftrag einen speziell zugewiesenen Landstrich volkskundlich durchforschen. In aller Stille sei das relevante Material zu sammeln, ohne in Tagesblättern öffentlich darauf hinzuweisen, und nach freiem Ermessen zu irgendeinem beliebigen Zeitpunkt an Jacob Grimm als den Vertreter der Gesellschaft nach Kassel zu senden. In einer Nachschrift wird der Adressat noch ausdrücklich gebeten, in Archiven und Klöstern des

143) A. a. O., S. 593—595.

144) Zirkularbrief, S. 1.

145) Ebd.

146) Ebd.

147) A. a. O., S. 2.

148) Ebd.

149) Ebd.

entsprechenden Gebietes nach altdeutschen Handschriften zu suchen und positive Ergebnisse ebenfalls nach Kassel zu melden¹⁵⁰. Höfer wurde naturgemäß Oberösterreich als besonderer Untersuchungsraum zugewiesen (Abb. 1 u. 2).

2. Der Brieftext

Im Anschluß an das vorgedruckte und von Jacob Grimm signierte Zirkularschreiben richtete dieser auf der leergebliebenen Seite noch folgenden, bisher unveröffentlichten Brief an Matthias Höfer (Abb. 2):

„Ew. Hochwürden

entschuldigen, daß mich die bloße Ansicht Ihres Idioticons, wovon ich so eben zwei Bände empfangen, so frei macht, Sie durch obiges Circularschreiben um Beförderung unseres Vorsatzes, die gemeine Volkspoesie gründlich zu sammeln, zu bitten. Mehrere Stellen ihrer Schrift verrathen deutlich, daß Sie theils schon einen Vorrath von Liedern, Sprüchen und Märchen besitzen, theils wegen Ihrer zu vermuthenden Vertrautheit mit dem guten Landmann leicht zu dergleichen, an seiner ächten Quelle, gelangen können.

Geällige Beiträge würden gelegentlich abgesandt unter der Adresse: Bibliothecar Grimm in Caßel richtig und ohne Portoauslage eintreffen, wenn Sie selbige durch Haslinger in Linz entweder an die Schaumburgische oder die Maye-rische Buchhandl. zu Wien couvertiren laßen wollten.

In Ihrem Wörterbuch erkenne ich trefflichen Fleiß und fruchtbare Belesenheit; über Etymologien läßt sich freilich gewaltig streiten. Ein wichtiges Hülfsmittel Stalders Schweitzeridioticon. 2 Bde. darf ich Ihnen anempfehlen. Noch lege ich ein Ex. einer kleinen, vor mehreren Jahren erschienenen altdeutschen Abhandlung bei und verharre hochachtungsvoll

Dno

ergebenster Dr.

Grimm¹⁵¹

3. Zur Interpretation des Briefes

Wie bereits Jacob Grimm selbst in seinem Schreiben an Höfer andeutet, war auch er mit dessen Etymologien nicht immer einverstanden, obgleich er ansonsten den Fleiß und die Belesenheit des Autors rühmend hervorhebt. Wir besitzen daneben ein noch kritischeres Urteil Jacob Grimms über das ‚Etymologische Wörterbuch‘ Matthias Höfers. Als nämlich Paul Wigand, ein Jugendfreund der Brüder Grimm, mit August von Haxthausen und anderen eine „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde Westphalens“ gründete, zu deren Aufgabenbereich auch das Studium der Mundarten und der Volkspoesie gehören sollte, bat von Haxthausen als Sekretär der neugegründeten Gesellschaft Jacob Grimm um Auskunft über

150) Ebd.

151) Der Brief trägt an sich nur die Signatur „Grimm“; es ist ungeklärt, ob der mit Bleistift ganz leicht hinzugefügte Vorname „Jacob“ von Höfer selbst oder von einer anderen Hand stammt. Die Schriftzüge wie auch der Inhalt

die auf dem Gebiet der Mundartforschung bisher erschienene Literatur. Grimm, der zu dieser Zeit gerade als Gesandtschaftssekretär am Wiener Kongreß teilnahm und seine Unterlagen nicht zur Hand hatte, nannte Ihm aus dem Gedächtnis einige Idiotika und verwies ihn im übrigen auf den zweiten Teil von Adelungs „Mithridates“:

„Zu den besten gehört Stalder schweiz. Idioticon. Aarau bei Sauerländer 2. Bde.¹⁵², Höfer oestr. Idiot. (das er unrichtig oberdeutsches nennt, während er von Stalder nicht einmal weiß) kommt eben heraus Linz 1815. Der dritte und letzte Band wird in einigen Monaten fertig; das ganze ist fleißig u. gut gemeint, aber der weitläufig[en] meistens schlechten Etymologien halben, nicht sehr reichhaltig. [...] Höfer hat auch ein kleines, nicht unebenes Büchlein über die oestr. Volkssprache vor mehreren Jahren herausgegeben, das du bei Linz findest; es ist grammatischen Inhalts.“¹⁵³

Trotz seiner Reserven Höfers Etymologien gegenüber meint Jacob Grimm, gerade bei ihm einmal die Antwort auf ein schwieriges Problem der Worterklärung gefunden zu haben. Am 11. Mai 1815 schreibt er von Wien aus an seinen Bruder Wilhelm bezüglich des Ausdrucks „Iudemes hut“ (vgl. Nibelungen 954, 1):

„Du bemerktest in einem Brief, daß darin wohl Iod, Loden liege, das nordische Wort. Ich kann das unmöglich glauben, denn warum stünde dann noch Haut dabei; dies wäre unpassend. Dagegen finde ich in Höfers österreichischem Idiokon [sic] ganz willkommen: der Loder, in den Salzburger Alpen der Stier. Also glaube ich: der Loden, Lode, Loder ist der Stier und Lodemshaut Stierhaut. Luchseshaut wäre zu klein und für einen Helden viel zu schwach.“¹⁵⁴

Wir kennen noch ein zweites Beispiel dafür, wie Jacob Grimm das Hauptwerk Matthias Höfers wissenschaftlich auswertete. In der 3. Auflage des III. Bandes der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ (Göttingen 1856) begegnet man unter den vierzehn Stücken, bei denen sich „mehr oder minder nahe Beziehungen zu Österreich finden lassen“¹⁵⁵, auch dem

des Briefes lassen jedoch kaum daran zweifeln, daß Jacob Grimm und nicht sein Bruder Wilhelm der Schreiber ist. Die Richtigkeit dieser Ansicht wurde auf meine Anfrage hin von Herrn Dr. Hennig, Bibliotheksdirektor des Brüder-Grimm-Museums Kassel, in einem Schreiben vom 2. 12. 1976 in zuvorkommendster Weise bestätigt. — Der Gegenbrief Matthias Höfers an J. Grimm aus dem Jahr 1815 ist leider als Kriegsverlust zu beklagen. — Vgl. Hans Daffis, Inventar der Grimm-Schränke in der Preußischen Staatsbibliothek (= Mitteilungen aus der Preußischen Staatsbibliothek, 5), Leipzig 1923, S. 26 (Nr. 1135), und Denecke, Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm, S. 6 u. 9–29. — Hier wie im folgenden zeigt Sperrung Unterstreichung an. —

152) Vgl. Franz Jos. Stalder, Versuch eines Schweizerischen Idiotikons mit etymologischen Bemerkungen untermischt, 2 Bde., Aarau 1812.

153) Schoof (Hg.), Unbekannte Briefe der Brüder Grimm, S. 119 (Br. Nr. 55).

154) Schoof (Hg.), Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, S. 438 (Br. Nr. 147). — Vgl. auch Höfer, Wörterbuch, Bd. 2, S. 218.

155) Schmidt, Die Brüder Grimm und der Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde, a. a. O., S. 317.

„Schlaraffenland“ (KHM 158). Grimm fand dazu in Höfers ‚Etymologischem Wörterbuch‘ eine aufschlußreiche Erläuterung und vermerkte:

„In Österreich wird erzählt, daß man durch einen ungeheuer langen Darm schliefen müsse; wer stecken bleibt, ist verloren; wer aber glücklich und standhaft sich durcharbeiten kann, wird in ein Land kommen, wo es nichts als Wohlleben und gute Tage gibt (Höfer 3, 92).“¹⁵⁶

Jacob Grimms Zirkularschreiben mit dem darin enthaltenen Aufruf zur Sammlung und Rettung der Volkspoese fand bei dem gelehrten Pfarrer von Kematen/Kr. begeisterten Widerhall. Gustav Gugitz hat die volkskundlichen Hinweise in Höfers Wörterbuch, die auch schon Grimms Interesse geweckt hatten, in einem eigenen Aufsatz mit dem Titel „Matthias Höfers Bemerkungen zur oberösterreichischen Volkskunde“¹⁵⁷ besprochen. Unter Höfers handschriftlichem Nachlaß finden sich jedoch noch einige zusätzliche Faszikel¹⁵⁸, die Gugitz in seiner Arbeit einerseits noch nicht berücksichtigte, die andererseits z. T. aber offensichtlich als Frucht von Grimms Aufruf zu werten sind. Obwohl undatiert, trägt der erste dieser Beiträge die bezeichnende Überschrift „Oberösterreich“¹⁵⁹. Nach einer knappen kulturgeographischen und ethnographischen Darstellung des von den Wienern damals oft kurz „Ländel“ genannten Gebietes zwischen Donau, Traun, Steyr und Enns, das das Traun- und Hausruckviertel als oberösterreichische Kernlandschaft umreißt, geht der Verfasser in seiner Abhandlung auf einige charakteristische Volksbräuche in dieser Gegend ein. Neben dem weitverbreiteten „Raufen“ als körperliches Kräfteressen zwischen zwei Burschen oder jungen Männern — nach Höfer ist es seit Kaiserin Maria Theresia merklich zurückgegangen, da Zuwiderhandelnden die zwangsweise Requirierung zum Militärdienst angedroht wurde — führt der volksverbundene Benediktiner noch das uralte „Gässeln“ oder „Fensterln“ an. Ferner erwähnt er verschiedene oberösterreichische Hochzeitsbräuche, so etwa die „Leutlader“ des Bräutigams und der Braut, die die Verwandten und Freunde des Brautpaares zur Hochzeit zu laden hatten, den „Brautführer“ oder „Zupräuker“, den sogenannten „schönen Mann“, der sich um die Gäste annehmen und ein guter Tänzer sein sollte, die „Kränzeljungfrau“, auch „Zupraut“ genannt, und — parallel zum „schönen Mann“ — das „schöne Weib“¹⁶⁰. Außerdem erläutert er das Brauchtum im

156) A. a. O., Bd. III, 3. Aufl., S. 240. — Vgl. auch Johannes Bolte - Georg Polivka (Neubearb.), Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 5 Bde., Leipzig 1913/32, Bd. 3, S. 244 ff., und Schmidt, Die Brüder Grimm und der Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde, a. a. O., S. 320.

157) Vgl. Heimatgaue 14 (1933), S. 65—83.

158) Stiftsbibliothek Kremsmünster, CCn 271, 44 S., Oktavformat (23,5 x 18 cm).

159) A. a. O., S. 1—10.

160) Ebd., S. 3—7. — Vgl. dazu Höfer, Wörterbuch, Bd. 2, S. 56 ff. —

Zusammenhang mit den Taufpaten („Gött“ und „Gotten“)¹⁶¹, die nicht mehr mit dem vertrauten „du“, sondern respektvoll mit „ös“ angesprochen wurden, z. B. die „Gottenbüchse“, das „Krösengeld“ (lat. „peculium“), die leibliche Sorge um das Patenkind und schließlich das „Weiset“, ein Mahl, das die Kindeseltern zu Ehren der Patenleute gaben¹⁶². — Zum religiösen Brauchtum gehörten damals — wohl als Erbe der Barockzeit¹⁶³ — besonders auch noch die Prozessionen und Wallfahrten anlässlich eines Kirchweihfestes oder zu Ehren eines bestimmten Heiligen, die zu jener Zeit jedoch schon weitaus weniger geworden waren¹⁶⁴. Wollte man bei derartigen Veranstaltungen immer gleich von Aberglauben und Fanatismus sprechen, so hieße dies das Kirchenvolk nicht kennen. Höfer meint dazu, einige nähmen wirklich „aus Andacht und mit frommer Absicht“ daran teil, die Mehrheit der Gläubigen — vor allem die Jugend — allerdings zumeist deshalb, „um fremde Gegenden, Leute und Kirchen zu sehen.“¹⁶⁵ — Die zweite Abhandlung, 1819 aus Kematen/Kr. datiert, trägt den Titel „Juvavia, Salzburg: Versuch über den Ursprung dieses Namens“¹⁶⁶. Weitere kleine Arbeiten in dieser Handschrift mit durchlaufender Paginierung von fremder Hand sind „Die Stierwaschung in Salzburg“¹⁶⁷, „Sitten und Gebräuche der Holländer in den Jahren 1770–80“¹⁶⁸, „Parallel der Griechen und Franzosen“¹⁶⁹, eine völkervergleichende Studie, und der Aufsatz „Von dem Unterschied zwischen dichten und lügen“¹⁷⁰ über das Thema der dichterischen Freiheit. Überdies sind noch einige lose Bögen in Folioformat mit folgenden handschriftlichen Abhandlungen beigefügt: „Scythische Fabeln: Schatz graben, Vogel Greif, Leute mit einem Auge, oder in Wölfe verwandelt“¹⁷¹, „Wolf. Lupus. Lupanar“¹⁷², „Kelten in Gallien und Eng-

161) Ebd., S. 8. — Vgl. auch Höfer, Wörterbuch, Bd. 1, S. 310 f. — Näheres darüber bei Kranzmayer, Bairische Kennwörter, §§ 13, 14, 29; ders., Historische Lautgeographie, § 20g2; Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 135.

162) A. a. O., S. 8. — Vgl. auch Höfer, Wörterbuch, Bd. 1, S. 137 f. u. Bd. 3, S. 278 bis 280.

163) Genaueres bei Klaus Gottschall, Der Wandel im religiösen Leben Wiens während des Josephinismus, Phil. Diss. Wien 1974 [Masch.], S. 9 ff., 58, 233 ff. u. ö.; ferner Hollerweger, a. a. O., S. 35.

164) Hierin zeigt sich ohne Zweifel der Einfluß josephinischer „Aufklärung“, die solchen religiösen Feiern recht skeptisch gegenüberstand. — Vgl. dazu Gottschall, a. a. O., S. 58 f. u. 233 ff.; Hollerweger, a. a. O., S. 78 ff., 103 ff., 193 ff.

165) A. a. O., S. 9 f.

166) A. a. O., S. 13–19.

167) A. a. O., S. 21–27.

168) Ebd., S. 29–32.

169) Ebd., S. 33–40.

170) Ebd., S. 41–44.

171) A. a. O., S. 4–8.

172) Ebd., S. 9 f.

land“¹⁷³ mit einer Fortsetzung sowie „Keltische Völker. Ursprung und Geschichte der Pelasger“¹⁷⁴.

Neben den sprachgeschichtlichen Studien im eigentlichen Sinn widmete sich P. Matthias Höfer mit unermüdlichem Sammeleifer auch seinen volkskundlichen und allgemein kulturhistorischen Interessen, wenngleich er seit dem ‚Etymologischen Wörterbuch‘ nichts mehr publizierte¹⁷⁵. Er steht somit als bedeutendes Bindeglied zwischen dem genialen österreichischen Sprachforscher Johann S. Valentin Popowitsch und den eigentlichen Begründern der Volkskunde in Oberösterreich, Anton Ritter von Spaun (1790–1849)¹⁷⁶, dem Freund Adalbert Stifters, Moritz von Schwinds wie auch Ernst Freiherrn von Feuchterslebens, und P. Amand Baumgarten (1819–1882), einem Mitbruder Höfers aus Kremsmünster¹⁷⁷. Während jedoch Höfer in der Frühzeit germanistischer Forschung auch das volkstümliche Brauchtum unter einem vorwiegend sprachlichen Aspekt betrachtete, griff Baumgarten als „der bedeutendste Sammler seiner Zeit im Lande ob der Enns“¹⁷⁸ das aus dem Geist der Romantik stammende Anliegen Jacob Grimms in weitaus systematischerer Weise wieder auf und förderte die spezielle Brauchtumsforschung vor allem von den Fünfziger- bis in die Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts im Kreis von Schülern und Freunden.

173) Ebd., S. 15 u. 23–26.

174) Ebd., S. 17–22.

175) Zum übrigen handschriftlichen Nachlaß Höfers vgl. Pitschmann, Matthias Höfer, a. a. O., S. 121 f.

176) Näheres darüber u. a. bei Constant v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich (1750–1850), Bd. 36 (Wien 1878), S. 71–75; Nagl-Zeidler - Castle, a. a. O., Bd. 2, S. 94 ff., und Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien 1951, S. 76 f. u. 94.

177) Zur Bio-Bibliographie P. Amand Baumgartens vgl. Kellner, Profeseßbuch, S. 424 f., und Österr. Biogr. Lexikon 1815–1950, hg. v. d. Österr. Akademie d. Wiss., unter der Leitung von Leo Santifaller bearb. v. Eva Obermayer-Marnach, Bd. 1 (Graz - Köln 1957), S. 58.

178) Schmidt, Geschichte der österr. Volkskunde, S. 100. — Vgl. dazu auch Adalbert Depiny in seinem „Vorwort“ zu P. Amand Baumgarten, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Aus dem Nachlasse hg. v. Dr. A. Depiny. In: Heimatgaue 7 (1926), S. 1–23 u. 96–118; ders., Volksrätsel aus P. Amand Baumgartens Nachlaß. In: Heimatgaue 15 (1934), S. 192–196.